Smidt

P.o. germ. 1386 rh/2

Das Loggbuch.

Scherz und Ernst zur See.

Von

Heinrich Smidt.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hexen-Bootsmann.

Erstes Kapitel.

Fürst Felix war ein glücklicher Herr. Sein Land war nur klein, seiner Unterthanen waren wenige; aber um so leichter konnte er jeden Mangel, jedes Leid ergründen und ihm abhelfen. Er ward in seinem Lande angebetet. Aber auch nach außen hin war sein Einfluß nicht geringe; die Staatsmänner hatten große Hochachtung vor seiner Einsicht; nicht selten wurde er in wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt, und hatte die Genugthuung, diesen oftmals befolgt zu sehen. Außerdem nahm er durch seine nahe Verwandtschaft mit dem deutschen Königshause von *** eine Achtung gebietende Stellung ein.

Diese Stellung sollte jetzt noch günstiger sich gestalten. Sein einziger Sohn, der künftige Erbe des Landes, der schöne, ritterliche Prinz Heinrich, sollte sich mit der jüngsten Tochter des Großherzogs verbinden. Man knüpfte an dieses Bündniß die schönsten Hoffnungen für die Zukunft, und das ganze Land wünschte mit Sehn-

sucht die Rückkehr des Prinzen herbei, der sich im Auslande auf Reisen befand.

Mehrere Male und stets dringender war die Mahnung des Vaters an den Sohn ergangen, endlich heimzukehren, und die Hoffnung zu erfüllen, die er und seine Unterthanen hegten; aber stets hatte der Sohn neue Ausflüchte, stets blieb noch Eins oder das Andere ungesehen, was ihm nicht unbekannt bleiben durfte; der Termin der Heimkehr ward von einem Monat zum andern verschoben. Schon wurde der Fürst ungeduldig und wollte seinem Sohne den strengen Befehl zuschicken, sogleich heimzureisen und sich an dem Hofe des Großherzogs vorzustellen, als von dem Prinzen Heinrich ein Brief ankam, worin er seinem Vater anzeigte, daß er im Begriffe sei, sich von Alt-Holland nach England einzuschiffen und im strengsten Incognito eine Reise in das schottische Hochland zu unternehmen.

Diese unwillkommene Neuigkeit stimmte den Fürsten sehr verdrießlich, und er befand sich gerade nicht in der besten aller möglichen Launen, als der Kammerdiener Sir Algenor Effingham, Admiral Seiner Großbritannischen Majestät, meldete, der die Gnade haben wollte, sich dem Fürsten vor seiner Abreise nach England zu empfehlen.

Der Admiral trat ein. Eine hohe, wettergebräunte

Gestalt, der man es ansah, daß sie auf dem wandelbarsten aller Elemente in ihrer eigentlichen Heimath sei. Und doch zeigte er wieder soviel Geist, soviel Takt, und war so gewandt in seinem Benehmen, wie nur ein Höfling es sein kann, der sich nie von der Umgebung seines mächtigen Gebieters entfernt hat.

„Ew. Durchlaucht verzeihen mir meine Zudringlichkeit. Aber ich konnte unmöglich ein Land verlassen, dessen Regent mir eine so unbedingte Hochachtung und Bewunderung eingeflößt hat, ohne demselben noch einmal meine Ehrfurcht zu bezeugen."

„Sie sind willkommen, Herr Admiral!" entgegnete der Fürst mit jenem herzgewinnenden Tone, der allen Standesunterschied vergessen machte, und ihn vor allen Zeitgenossen so rühmlich auszeichnete, bei denen sich das Zopf- und Perücken-System im vollsten Maaße geltend machte. „Wäre mir in Ihrem jetzigen Erscheinen Etwas unangenehm, so wäre es nur dies, daß es das letzte sein soll."

„Gnädigster Herr," antwortete der Admiral mit feinem Lächeln, „Sie verkennen mich, und ich verdiene diese Ironie nicht. Während meiner Seestreifzüge habe ich mir immer gewünscht, das herrliche Deutschland kennen zu lernen. Diesen Wunsch habe ich befriedigt, meine Stellung machte es mir möglich, dies mit dem

glänzendsten Erfolge zu thun. Unter allen Beherrschern dieses einen Landes habe ich keinen gefunden, der es so gut versteht, seinem Volke zugleich Fürst und Vater zu sein."

„Ich erlebe ein Wunder!" sagte der Fürst gut gelaunt. „Ein mächtiger Pair, ein Mitglied des gewaltigen Oberhauses, ein freier Sohn Albions findet ein streng souveraines Regiment würdig, als Muster aufgestellt zu werden."

„Mißkennen mich Ew. Durchlaucht nicht," sprach der Seemann. „Ich habe keinen Vergleich zwischen England und Deutschland machen wollen und darf es auch nicht. Die Stellung dieser beiden großen Nationen, obgleich sie Vieles mit einander gemein haben, wie gute Freunde und Bekannte, ist doch himmelweit verschieden. Das englische Volk ist längst zu einem politischen Bewußtsein erwacht, das deutsche nicht. Großbritanniens Verfassung hierher verpflanzen wollen, wäre ein Unding. Dieses Volk bedarf des monarchischen Systems; ohne dieses würde es nicht glücklich sein. Auf wie lange Zeit es dieses Systems noch bedarf, wie lange es dessen noch bedürfen muß, dies zu bestimmen, ist nicht unsere Aufgabe. Wenn nun eine absolute Gewalt...."

„Wie, Herr Admiral!"

„Ew. Durchlaucht, ich bin ein Brite. Auch wollte

ich nur sagen, daß eine souveraine Herrschaft, wie sie hier geführt wird, mir als Ideal erscheint, und Deutschland würde nie eines andern Glückes bedürfen, wenn seine Fürsten alle und zu jeder Zeit in diesem Sinne regieren möchten. Aber, wo gerathe ich hin? Ew. Durchlaucht wollen mir diese Unziemlichkeit zu Gute halten. Meine Zeit ruft mich von hinnen. Herzlich bedaure ich es, daß es mir nicht vergönnt ist, dem Prinzen Heinrich meine Hochachtung zu bezeugen."

„Ja, lieber Admiral, diesem Wildfang gefällt es noch immer, sich in der Ferne umher zu tummeln."

„Lassen ihn Ew. Durchlaucht ungestört sammeln. Er versteht sich darauf, und das Erworbene wird einst seinem Lande zu Gute kommen."

„Sie kennen ihn genauer, wie es scheint."

„Mir ward in Wien die Ehre seiner Bekanntschaft, und er würdigte mich seines Vertrauens. Seine Pläne setzten mich in Erstaunen. Er kennt die Kräfte seines Landes genau und weiß, was Noth thut, um sie aus ihrem Schlummer zu wecken. „„Wir gränzen mit der See,"" sagte er einst. „„Es bedarf nur einiger Handels-Verträge mit fremden Nationen, und die Bahn ist gebrochen. Die Flagge meines Landes wird noch einst in fernen Welttheilen wehen.""

„Ich begreife," sagte der Fürst mit ironischem Lä-

cheln, „daß Aeußerungen solcher Art im Stande waren, selbst die Phantasie eines Briten zu entflammen. Vielleicht, Herr Admiral, ist mein Sohn so eben damit beschäftigt, die nöthigen Vorstudien zu diesen Unternehmungen zu machen; denn mir ging heute die Nachricht zu, daß der Prinz sich nach England eingeschifft hat. Nur zweifle ich, daß das schottische Hochland der geeignete Ort ist, um vortheilhafte Handelsverträge zum Abschluß zu bringen!"

Der Admiral, welcher die Mißstimmung des Fürsten wohl erkannte, hielt es für das Geeignetste, sich zu entfernen, und empfahl sich: „Leben Sie wohl, gnädigster Herr; möge es mir vergönnt sein, in meinem Vaterlande dem jungen ritterlichen Herrn zu begegnen, und mit Freuden werde ich ihm meine Dienste widmen."

„Das wird Ihnen schwer werden," sprach der Fürst schnell; „denn der Prinz denkt auf dieser Reise ein sehr strenges Incognito zu bewahren."

„Ich werde mich bestreben, es zu durchschauen; in jedem Falle aber kann der Fürst auf mich rechnen."

Er entfernte sich mit einer ehrerbietigen Begrüßung, ohne zu ahnen, wann und wie er an dies Versprechen gemahnt werden würde.

Der Fürst blieb nachdenkend zurück und ließ seinen Kanzler zu sich entbieten.

Der Inhalt der prinzlichen Depesche war übrigens, wie alle Hofgeheimnisse, in den Vorzimmern des Fürsten der Gegenstand der lebhaftesten Erörterung, und verbreitete sich von da über Stadt und Land.

Der Hofmarschall, von der Ankunft des Couriers in Kenntniß gesetzt, war sogleich erschienen und machte Jagd auf den ersten Kammerdiener. Er nahm diesen mit freundlichem Nicken bei der Hand und sagte in dem vertraulichen Tone, der ihm alle die Herzen gewann, die er brauchte: „Nun, mein lieber Herr Bernhard, was haben Sie erfahren? Was brachte jener Courier?"

„O, Ew. Excellenz!" entgegnete der Kammerdiener, der ganz die Ehre zu würdigen wußte, unter vier Augen der Vertraute des Hofmarschalls zu sein, „der Courier kam aus Amsterdam."

„Aus Amsterdam? Wahrscheinlich von unserm jungen Herrn? Nicht wahr, lieber Freund? Ja? Dachte ich es doch gleich! Geschwind, was gibt es?"

„Der Prinz hat seinen Entschluß kund gethan, sich stehenden Fußes nach England einzuschiffen. Als Grund gibt er eine Sehnsucht nach dem schottischen Hochlande an . . . ."

„Schottisches Hochland? Was da?"

„Weiß nicht, Excellenz! Muß auch wohl eine andere Ursache vorhanden sein."

„Und welche, Theuerster? Haben Sie Ahnungen? Vermuthungen? Vertrauen Sie sich mir."

Der Kammerdiener legte den Finger auf den Mund, deutete auf das Herz, verbeugte sich und ging.

Dies Schweigen galt dem Hofmarschall mehr, als der beredteste Vortrag; er ging durch die Galerie. „Freilich! Ich dachte es mir gleich. Wie konnte es auch anders kommen! Ich möchte nicht Gesandter an dem Hofe des Großherzogs sein."

Am Ende der Galerie begegnete er dem Hofjägermeister: „Nun, mein wackrer Nimrod, wohin? Was bringen Sie uns Neues von Ihrem Jagdschlosse?"

„Neues denke ich hier zu erfahren. Ein Courier ist angekommen und Sie wissen vermuthlich schon ..."

„Alles weiß ich," sagte der Hofmarschall wichtig. „Im Vertrauen, lieber Baron, der Prinz ist — ich rechne aber auf Ihre unbedingte Verschwiegenheit."

Der Hofjägermeister legte die Hand auf's Herz, und der Hofmarschall fuhr fort: „Der Prinz ist nach England, ohne Zustimmung des Fürsten. Durchlaucht sind sehr verdrießlich darüber; denn unser Verhältniß zu England ist nicht von der Art, daß man dort die Anwesenheit unseres Prinzen jetzt wünschen könnte. Den Vorwand zu dieser etwas abenteuerlichen Reise gibt die

Lieblingsidee unseres Prinzen: Ausdehnung des deutschen Seehandels. Es soll aber noch ..."

„Was denn, theuerster Graf?"

„Eine zarte Angelegenheit, eine affaire du coeur ..."

„Wie? Sie sagten?"

„Ich sagte nichts!" antwortete, sich entfernend, der Hofmarschall.

Der Hofjägermeister erinnerte sich, daß bei dem Eintritt in das Schloß der Hauptmann der Schloßwache ihn zu einer Flasche Ungar eingeladen habe. Dahin begab er sich jetzt. Bei dem zweiten Glase sagte er: „Unser Erbprinz ist nach England. Ich erfuhr es so eben aus der sichersten Quelle. Er soll dort eine Liebschaft haben, weit unter seinem Stande zwar, aber doch vornehm. Hochwild, wie wir Jäger sagen. Nun, Adieu, lieber Hauptmann, haben Sie die Güte und behalten das Gesagte für sich."

Der Hauptmann mußte wohl, aber nicht lange; denn die Ablösung kam und gestattete ihm, von der Wache in das Kaffehaus zu gehen. Hier traf er mehrere Kameraden, und setzte sich zu ihnen.

„Unser Wildberg kommt vom Schlosse," sagte Einer, „der bringt uns etwas Neues mit."

„In der That, meine Herren! etwas Neues und

Seltsames zugleich," antwortete der Hauptmann. „Bitte, rücken Sie mir näher, damit kein Fremder uns höre."

Es geschah so. Die bewaffnete Macht steckte die Köpfe zusammen und der Hauptmann sagte flüsternd: „Unser Erbprinz hat auf seiner Reise die Bekanntschaft einer englischen Dame von Stande gemacht, und ist von ihren Reizen so bezaubert, daß er ihr seine Hand angetragen hat. Da nun die Trauung in Deutschland geradezu unmöglich ist, so haben sie sich nach England eingeschifft, um in Gretna-Green diesen Actus zu vollziehen."

Diese wichtige Angelegenheit hielt die Officiere so lange bei ihrem Frühstücke fest, daß die Börsenzeit herankam.

In jenem Gebäude, wo die Aristokratie des Handels Gesetze gibt und umstößt, heute Gold und morgen Papier auf den Thron erhebt, war heute überaus geschäftige Bewegung.

„Herr Abendsur!" wurde gerufen, und dieser, der mit großem Selbstvertrauen einherging, sah sich um: „Was gibt's, lieber Bendix?"

„Was es gibt?" fragte Bendix. „Im Vertrauen. Haben Sie niederländische Integrale? Oder französische Renten?"

„Und was dann?"

„Geben Sie sie weg. Lassen Sie sich warnen!“

Herr Abendsur schwieg.

„Sie wollen nicht. Gut. Ich habe Sie gewarnt. Die Reise unsers Prinzen nach England hat etwas zu bedeuten. Ich habe es immer gesagt, Großbritannien ist unser natürlicher Verbündeter; jetzt werden wir es erleben. Weg mit den General-Staaten und Frankreich! Old England for ever! Die Bevollmächtigten Englands sollen mit dem Handelstraktat schon unterwegs, und unser Kabinet durchaus geneigt sein, darauf einzugehen. Es sind freilich nur noch Gerüchte, aber ich weiß, was ich weiß. Darum habe ich meine Papiere alle weggegeben, und will englische Consols kaufen.“

Herr Abendsur richtete sich gravitätisch auf und sagte im Weggehen: „Sie werden keine mehr bekommen, Alles, was in dieser Art auf hiesigem Platze war, habe ich bereits aufgekauft.“

Herr Abendsur verschwand im Gedränge, Herr Bendix stand wie vom Donner gerührt, und Herr Claudius suchte ihn mit der Frage zu wecken: „Sie sind auch erschrocken über die englische Neuigkeit? Es wird noch besser kommen. Unser Erbprinz hat sich im Auslande vermählt. Am Hofe ist Alles in der äußersten Verwirrung. Der Gesandte des Großherzogs soll mit der größten Entrüstung seine Pässe gefordert haben. Ge-

ben Sie Acht, unsere Kammerbriefe gehen um 2 Procent zurück."

So hatten Abendsur, so Bendix, so Claudius und so A. B. C. gesprochen. Es ging in dieser Weise weiter, das ganze Alphabet hindurch, und als die Börse beendet war, trug es die Post schwarz auf weiß und in der wechselndsten Form in alle Lande. Als ein Pröbchen dient folgendes Schreiben, welches sich nach einigen Tagen in dem Hamburger unparteiischen Correspondenten befand.

* Den 12. Mai. Hier ist Alles in der größten Aufregung. Unser Erbprinz, der sich seit längerer Zeit im Auslande aufhält, hat den Befehl erhalten, sich schleunigst hierher zu begeben, um sich mit der Prinzessin Juliane, Tochter des Großherzogs, zu vermählen. Der Prinz zögert. Ein aus den Niederlanden eingetroffener Courier soll den Grund dieser Zögerung hierher gebracht haben. Ueber den Inhalt der eingegangenen Depeschen verlautet nichts Bestimmtes, aber Gerüchte mancherlei Art sind im Umlauf. Der Prinz hat die Bekanntschaft einer Britin von Stande gemacht, und ist ihr nach England gefolgt, wahrscheinlich, um sich mit ihr zu vermählen. Der großherzogliche Gesandte ist hierüber sehr entrüstet und hat an unser Kabinet eine energische Note gerichtet. — Von anderer Seite her wird dieses Gerücht für durchaus nichtig er-

klärt, und man legt der Reise des Prinzen ganz andre Motive unter. Es soll von einem ausgedehnten Handelstraktat die Rede sein, der uns in englischen Häfen die den begünstigtesten Nationen zustehenden Rechte sichert, und England auf unsern Seeplätzen ein gleiches Recht einräumt. Die Conferenzen, welche der englische Gesandte seit einiger Zeit mit unserm Kanzler gehabt hat, sprechen dafür. In dem französischen und dem holländischen Gesandtschaftshotel soll eine große Aufregung herrschen, und in der That würde das Interesse jener Länder durch unsere Allianz mit England bedeutend geschwächt werden. Die genannten Botschafter haben Depeschen an ihre Höfe gesandt und um nähere Instructionen gebeten. Man glaubt, sie würden abberufen werden. Der englische Gesandte speiste heute bei Sr. Durchlaucht.

Zweites Kapitel.

Die letzten Strahlen der Sonne drangen durch die grünen Buchenkronen in Effingham-Park und streuten ihr flüssiges Gold auf Blatt und Blüte. Das schüchterne Wild ruhte sorglos auf den weiten Bowlinggreens, der Käfer umkreiste die halberschlossene Blume, in den dichten Laubgewölben erwachte die Nachtigall zum

abendlichen Gesang. Rings umher war tiefe, feierliche Stille.

An dem einen Ende einer langen Allee erschien ein junges Mädchen; sie schritt langsam vor und blickte spähend nach allen Seiten; oft stand sie still und beugte den Kopf horchend vorüber. Bald darauf erschien an dem andern Ende ein junger Mann in einfacher Tracht; er war augenscheinlich sehr gelaufen und trocknete den Schweiß von seiner Stirn. Als Beide sich gewahrten, machten sie sich Zeichen und kehrten dann in größter Hast des Weges zurück, den sie gekommen.

Eine Viertelstunde später lustwandelte in der Allee eine überaus schöne Dame. Ihr sittiges Erröthen zeigte, daß ihr Zartgefühl diesen Spazirgang nicht billige, aber die Empfindungen ihres Herzens waren so innig, daß sie zu schwach war, sich denselben zu versagen. Je weiter sie vordrang, desto langsamer wurde ihr Schritt, und als nun gar nach einer Weile eine hohe männliche Gestalt ihr gegenüber erschien, machte sie Miene, wieder umzukehren. Der Fremde war ihr schnell zur Seite: „Wie danke ich Ihnen würdig für diesen Beweis Ihres Wohlwollens, Miß Sara? Alle meine Gedanken, meine Empfindungen, meine Gefühle sind Ihnen schon geweiht. Ich habe nichts mehr Ihnen zu geben."

„Ihre Gaben, Sir, sind so groß, daß ich mich

scheuen muß, sie anzunehmen!“ sagte die Dame zögernd.

„Wie Miß? Sie weisen mich zurück? Gereut es Sie bereits, einen Augenblick lang Ihre unschätzbare Gunst Ihrem glühendsten Verehrer zugewendet zu haben?“

Die Dame neigte verneinend das Haupt.

„Unsere Bekanntschaft ist noch neu, würden die Weltmenschen sagen; aber Sie und ich, theure Sara, sind von höheren Empfindungen beseelt. Als ich das Glück hatte, in Wien auf jenem glänzenden Ball mit Ihnen zum ersten Male zusammenzutreffen . . .“

„Ew. Durchlaucht erinnern mich an meine Schwäche.“

„O still, Sara, still!“ entgegnete der Fremde, der Niemand anders war, als derselbe Prinz Heinrich, der in seiner Heimat Stoff zu so vielen Vermuthungen gegeben hatte. „Das ist wider die Abrede. Wir sahen und liebten uns! Unsere Herzen flogen sich in demselben Augenblicke entgegen. Sie haben mir es selbst gestanden.“

„Und mir dies Geständniß nie vergeben.“

„Hätte ich ahnen können, daß mein Glück sobald ein Ende nehmen sollte? Ihr Vater blieb in Deutschland zurück; Sie reisten mit Ihrer Tante den nächsten Weg in die Heimat; reisten, ohne mir vorher irgend Etwas davon zu sagen, und mir nichts zurückzulassen,

als einige mit der Feder hingeworfene kalte Abschieds-worte."

„Ich wollte mich selbst strafen."

„Und haben mich tief betrübt. Sie waren fort, und mit Ihnen aller Reiz verschwunden, den Wien für mich hatte. Wohin hatten Sie sich gewendet? Ich verließ den Kaiserhof, um Ihre Spur aufzusuchen, die Sie mir sorgfältig verborgen hielten. Aber, was wäre der Liebe unmöglich? Ich fand Sie, Sara, fand Sie hier, im väterlichen Hause, einsam, schweigend . . . ."

„Hören Sie auf, Prinz! Nichts mehr davon, ich bitte Sie."

Aber der junge, feurige Fürst achtete nicht auf diese Bitte; er hatte der Dame den Arm geboten, und während Beide in der Allee auf- und abgingen, sprach der Prinz mit einem Feuer und einer Beredsamkeit, worauf die Dame immer weniger zu entgegnen wußte, und endlich hoch erröthend, mit Thränen in den Augen, ausrief: „O, Heinrich, was machen Sie aus mir? Es sei, so wie Sie sagen."

„Triumph!" rief der Prinz und schloß das schöne Weib in seine Arme. Noch ein Wort der Liebe, noch einen Kuß, dann trennten sie sich. Die Zofe eilte zur Dame, der Diener zu seinem Herrn.

Einige Stunden später, als tiefe Nacht auf der

Gegend ruhte, trafen Zofe und Diener in derselben Allee wieder zusammen; sie wechselten flüsternd einige Worte, worauf ihre Gebieter erschienen, und alle Vier dem Ausgang des Parkes zuschritten. Bald darauf hörte man das Rollen eines Wagens.

Sir Algenor Effingham hatte unterdessen seinen Aufenthalt in Deutschland sehr abgekürzt. Als er während der Abschiedsaudienz bei dem Fürsten Felix die Nachricht erhielt, daß Prinz Heinrich sich nach England eingeschifft habe, wußte er sich zwar zu beherrschen, aber sie war ihm ein Stich in's Herz. Er hatte zu Wien die Annäherung des Prinzen an seine Tochter wohl bemerkt, es auch nicht verhindern können, daß sie sich, wenn gleich stets nur auf kurze Zeit, ohne Zeugen sprachen. Auf seine Veranstaltung war es hauptsächlich geschehen, daß Sara mit ihrer Tante unvorbereitet nach England abreiste. Er wußte dieser Reise einen wahrscheinlichen Grund zu verleihen, und vermied es daher, mit seiner Tochter über ihr Verhältniß zu dem Prinzen zu sprechen. Daß zwischen Beiden bereits Geständnisse und Gelöbnisse gewechselt waren, ahnte er freilich nicht.

Als der Admiral erfuhr, daß der Prinz sich nach England eingeschifft habe, war ihm die Ursache dieser Reise sogleich klar. Er beschleunigte seine Abreise so

sehr er nur konnte, und langte gerade zwei Tage nach der Unterredung an, die seine Tochter mit dem Prinzen in Effingham-Park gehabt hatte.

Miß Sara war nicht zurückgekehrt. Effingham-House war leer. Die wenigen anwesenden Diener betheuerten, nichts zu wissen; die einzige Zofe, die genaue Auskunft hätte geben können, war ebenfalls nicht zurückgekehrt. In dem ersten Augenblicke schäumte Sir Algenor vor Zorn. Daß seiner Familie ein solcher Schimpf zugefügt worden, verletzte ihn tief; er war gegen den Urheber dieser Beschimpfung äußerst aufgebracht, und wäre der Prinz ihm entgegengetreten, es würde zu sehr erschütternden Auftritten gekommen sein. Aber Heinrich hütete sich wohl eine solche Zusammenkunft zu veranlassen, und der Admiral behielt Zeit genug, sich zu sammeln, und zu überlegen, welche Maßregeln er zur Aufrechthaltung seiner Ehre zu nehmen hätte.

Andern Tags lief ein Billet für ihn ein. Es lautete:

„Weiß ich doch kaum, wie ich Sie anreden, wie ich mich bei Ihnen entschuldigen soll. Dürfte ich Sie Vater nennen, dann wäre ich dieser Entschuldigung überhoben. Aber dieses Vorrechts, wonach ich geize, habe ich mich leichtsinnig begeben, als ich Sie in Ihren

heiligsten Interessen beleidigte. Sara und ich machen uns die bittersten Vorwürfe, daß wir nicht ein offenes Bekenntniß wagten und von Ihrer Liebe empfingen, was wir ertrotzen zu müssen glaubten. Verzeihung uns, theurer, innig verehrter Mann. Und wenn Sie glauben, mir, dem Beleidiger, diese heißersehnte Verzeihung weigern zu müssen, so denken Sie Ihres schuldlosen Kindes, empfangen Sie Sara ohne Groll und ertheilen Sie ihr den väterlichen Segen, ohne welchen sie nicht glücklich sein kann. Hören Sie ihr jammerndes Leid, das Sie um Erbarmen anfleht.

Heinrich."

Der Admiral hatte diese Zeilen kaum gelesen, als er sogleich folgende Antwort erließ:

„Wie kann Jemand Erbarmen von mir fordern, der keines mit mir hatte? Aber ich bin kein Tyrann, kein Henker. Ich bin als Cavalier in meinem heiligsten Interesse gekränkt; man ist mir Genugthuung schuldig und ich würde sie ohne Bedenken nehmen, wenn nicht der Mann, von dem ich sie zu fordern hätte, der Gatte meines einzigen Kindes wäre. Gott vergebe Ihnen, was Sie mir gethan haben, ich bin es nicht im Stande, denn Sie haben grausam jede Hoffnung meines Lebens zerstört. Sie werden das einst bitter bereuen, das sei Ihre Strafe. — Meine Tochter hat sich selbst meiner

Sorge um sie enthoben. Ich hasse sie nicht, ich fluche ihr nicht; ich wünsche sogar, daß sie glücklich sein möge; aber mein blutendes Herz sagt mir, sie kann es nicht sein. Ich will sie nicht wiedersehen. Sie wird nichts einbüßen; was ihr gehörte, was einst das ihrige werden sollte, wird ihr seiner Zeit gewissenhaft verabfolgt werden. Meinen Anblick hat sie verscherzt. Sagen Sie ihr das, und bringen Sie ihr mein letztes Lebewohl. Ich gehe jetzt, um die unerläßliche Pflicht des Edelmannes und Officiers zu erfüllen, und dann mein Leben in tiefster Einsamkeit zu beschließen. Alle Träume, alle Pläne, die ich noch vor Kurzem hegte, sind durch dieses Ereigniß für immer aus meinem Gedächtniß vertilgt.

Algenor."

Dieser Brief wurde mit dem Boten des Prinzen zurückgesendet; er war nicht geeignet, den Empfängern Freude und Glück zu bereiten.

Sir Algenor fand sich zunächst veranlaßt, an den Fürsten Felix zu schreiben. Er beschwor ihn, zu glauben, daß nicht er Veranlassung zu diesem unseligen Vorfall gegeben, der die Ehre beider Häuser für immer compromittirt habe. Mit Ruhe und Klarheit setzte er dem Fürsten Alles auseinander, und schloß mit der Versicherung, auf diese Vermählung durchaus keine Rücksicht zu nehmen, so wie Alles gut zu heißen, was

der Fürst in dieser Beziehung irgend zu thun für recht befinden möchte, sobald es im Angesichte der Ehre stehe und nicht sein Kind verletze, das er zwar nicht wiedersehen, doch auch nicht gekränkt wissen wolle.

Dies war ungefähr der Inhalt des Schreibens Sir Algenor's an den Fürsten Felix, das, soviel man erfahren hat, nicht beantwortet worden ist.

Nachdem dieser Schritt gethan war, reichte Sir Algenor bei der hohen Admiralität seine Entlassung ein, und zog sich dann nach Effingham-House zurück. Hier lebte er in tiefster Zurückgezogenheit. Kein Fremder durfte gemeldet, kein Brief angenommen werden. Sir Algenor hatte mit der Welt abgeschlossen.

Auch Heinrich und Sara verschwanden aus dem Verkehr der Welt. Nicht lange, nachdem sie den Brief des erzürnten Vaters empfangen, sah man sie in einem kleinen Küstenhafen erscheinen, wo eine Brigg segelfertig lag, die sie wahrscheinlich erwartete. Man begab sich an Bord, alsobald wurde der Anker gelichtet und die Brigg steuerte seewärts. Sie setzte ihren Cours nach dem Atlantischen Ocean und entschwand schnell aus den Blicken der wenigen Neugierigen, die bei ihrer Abfahrt zufällig am Strande versammelt waren.

Drittes Kapitel.

An der würzig duftenden Küste des südlichen Frankreichs lag, fern von dem lautem Treiben der Städte, eine stattliche Villa, umgeben von blühenden Gärten und anmuthigen Hainen. An jener Stelle, wo der reiche Blumenflor endete und das künstlich angelegte Wildgehege begann, war ein stilles, heimliches Plätzchen, von welchem man eine herrliche Aussicht auf das prächtig dahin wogende blaue Meer hatte. Ein kleiner Pavillon erhob sich hier unter hochragenden Bäumen, umrankt von vielzweigigem Epheu, und bot dem bishierher gelangten Wanderer ein willkommenes Ruheplätzchen dar.

Hier saß auf einer weichen Moosbank eine edle Dame von hoher Schönheit und sah mit inniger Theilnahme dem schuldlosen Spiele eines kaum zweijährigen Knaben zu, der nach bunten Schmetterlingen haschte, und mit Blumen nach ihnen warf. Mitten in dieser rührenden Empfindung des Mutterglücks mochte die edle Dame plötzlich von einer trüben Erinnerung bewältigt werden; denn sie senkte die schönen Augen, eine trübe Wolke des Unmuths deckte ihre Stirn und eine Thräne perlte die Wange herab. Ganz in ihren Ge-

danken versenkt, hatte sie die Ankunft ihres Gatten nicht vernommen, der sie einen Augenblick lang mit der innigsten Liebe betrachtete, und sich dann zu ihr herabbeugend sprach: „Geliebteste! Laß mich diese bittere Thräne von Deinem Antlitze küssen."

Ein Strahl der Freude flog über das Gesicht der Dame, dann warf sie sich mit überströmenden Augen an seine Brust und rief bebenden Tones: „Heinrich!"

„Was ist Dir, theure Sara!" entgegnete besorgt der Gatte. „Was ist vorgefallen? Deine Aufregung ist ungewöhnlicher Art. Sprich, ich bitte Dich, was hast Du?"

„Es ist heute meines Vaters Geburtstag!" antwortete Sara traurig. „Dieser Tag war sonst ein Tag des Glückes für ihn, für mich, für Alle, die auch nur entfernt ihm angehörten. Ich bin von ihm gegangen, er hat meinen Ausgang nicht gesegnet; er hat unsern Knaben nicht gesegnet; er weiß nicht einmal, daß er in der Welt ist; denn unser Brief kam uneröffnet zurück. O, es ist schrecklich, von der Schwelle des Vaterhauses verbannt zu sein!"

„Sara!" rief erschüttert der Gatte.

„Vergebung, mein theurer Freund, Vergebung! Dir gehöre ich an mit allen meinen Empfindungen und Gedanken; Du allein herrschest in meinen Herzen. Ich

bin eine Thörin, die nicht weiß, was sie will! Du bist meine Wahl, Dir folge ich bis an das Ende der Welt. Es ist das letzte Mal, daß Du mich so triffst; dieser Tag, seine Bedeutung, die Gewalt der Erinnerung rissen mich hin."

Statt aller Antwort schloß Heinrich das geliebte Weib in seine Arme.

„Wie ziemte es mir auch," fuhr sie nach einer Pause fort und versuchte zu lächeln, „Dir gegenüber von dem zu reden, was ich verlor. Dir gegenüber, der mir Alles opferte, was groß, schön und herrlich ist! Gabst Du nicht freudig hin, was die Menschheit bewundert und preist, stiegst Du nicht herab von den Höhen des Lebens . . . ."

„Nicht weiter, Sara!" sprach der Gatte mild und ernst. „Wie wachen alle diese Träume in Deiner Erinnerung auf? Haben wir uns nicht gelobt, daß von unserer Vergangenheit nicht mehr die Rede sein soll? Hin ist hin; verloren ist verloren! Wir leben in einer glücklichen Gegenwart. Was bedarf es mehr?"

Er reichte ihr lächelnd die Hand, die sie dankbar an ihr Herz drückte; dann riefen sie den Knaben herbei, und freundlich mit ihm tändelnd vergaßen sie alle Sorge und Bekümmerniß.

Bald darauf kam ein Diener und brachte ein Schrei-

ben. Es war von nicht geringem Umfange und wies ein stattliches Siegel. Heinrich hatte es nicht sobald erblickt, als er erbleichte; Sara folgte allen seinen Bewegungen.

„Wir sind entdeckt!“ sprach Heinrich dumpf.

„Unmöglich!“ rief Sara.

Betrachte dies Siegel; der Brief kommt aus dem Kabinete meines Vaters!“

Heinrich versank in tiefes Nachsinnen und Sara sprach vor sich hin: „Das war es! Nun erfüllt sich meine trübe Ahnung. Die Tage des Glückes und der Freude sind vorüber.“

Unterdessen hatte Heinrich das väterliche Schreiben eröffnet und fand sich durch den Inhalt desselben getäuscht, bewegt, erschüttert. Keine Vorwürfe, keine Aeußerung des Zornes; nur väterliche Liebe, unbegränztes Wohlwollen. „Ich habe,“ schrieb der Fürst unter andern, „eine lange, glückliche Zeit verlebt; ich besaß, was selten ein Fürst besitzt, die unwandelbare, ungeheuchelte Liebe meines Volkes. Ich scheide von ihm mit dem Bewußtsein, es glücklich gemacht zu haben. Ja, mein einziger Sohn, ich scheide. Nur noch wenige Tage sind mir zugemessen. Eine schmerzhafte Krankheit hat mich auf das Siechbette geworfen, und ich täusche mich nicht, ich werde nicht wieder von demselben erstehen. Nun aber,

mein theurer Heinrich, habe ich noch einen Wunsch, noch einen, ohne dessen Erfüllung mir der Abschied von dem Leben sehr schwer werden würde: ich möchte Dich noch einmal sehen, Dich noch einmal an mein Herz schließen, Dich segnen. Soll mir dieser Wunsch erfüllt werden? Dann aber muß es bald sein; ich fühle es, wie meine Kräfte schwinden, und ich habe nicht viele Stunden mehr zu verlieren. Dies habe ich Dir, geliebter Sohn, sagen wollen. Handle nun nach Deiner Einsicht. Wenn Dein Herz Dich nicht zu mir führt, meine Worte müssen es nicht."

Heinrich hatte seiner Gattin in tiefster Bewegung diesen Brief des Vaters vorgelesen. Als er geendet hatte, rief sie leidenschaftlich: „Eile, mein Freund! Eile! fliege! um die theure Stätte zu erreichen, ehe es zu spät ist! Dich ruft ein Vater! Hörst Du es, Du Glücklicher? Ein Vater ruft Dich! Du wirst an seinem Herzen ruhen, wirst seine Hand mit Deinen Küssen bedecken, und diese Hand wird segnend auf Deinem Haupte ruhen. Eile, und bringe diesen Vatersegen Deinem Weibe und Deinem Sohne! Eile, eile, mein Geliebter!"

Sara war so heftig erschüttert, daß Heinrich es für dringend erkannte, seine eigene Bewegung zu bemeistern und Sara in das Haus zurückzuführen. Hier überließ er sie der Sorge ihrer Kammerfrau und ging dann

ernstlich mit sich selbst zu Rathe. Als Sara sich erholt hatte, kehrte sie zu ihrem Gatten zurück, und sie berie-then gemeinschaftlich, was jetzt zu thun sei. Das Re-sultat ihrer Unterredung war, daß Heinrich reisen solle, und da man nicht wissen könne, wie schnell es mit dem alten Fürsten zu Ende ginge, wurde bereits der nächste Morgen zur Abreise festgesetzt. Alle Anstalten wurden schleunig getroffen, und mit dem anbrechenden Morgen fuhr Heinrich aus der neuen Heimat, um der alten zuzueilen, die er nicht gehofft hatte, wiederzusehen.

Einige Tage nach Heinrich's Abreise, als Sara ein-sam in dem nahe gelegenen Gehölz lustwandelte und ihrem Lieblingsplatze sich näherte, wohin die Wärterin bereits mit dem Knaben gegangen war, trat ihr ein Fremder entgegen, der sich mit dem feinsten Anstande vor ihr verneigte. Es war ein hoher, ernster Mann, bereits dem Greisenalter nahe; aber mit einem Angesicht voll Liebe und Milde, mit einem Auge, das tief in das Innere der Herzen drang und alle Gemüther für sich zu gewinnen wußte.

„Verzeihung, gnädige Frau!" sprach der Fremde; „aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich in Ihnen die Gräfin Althing zu erblicken glaube."

Sie bejahte. Unter dem Namen eines Grafen Althing hatte sich Heinrich in Südfrankreich angekauft.

„Mein Erscheinen darf Sie nicht befremden, Frau Gräfin," fuhr der Fremde fort. „Mein Name ist Reinhold, ich bin ein Deutscher und meinem Stande nach ein Geistlicher. Ich hatte vor Jahren die Ehre, Ihren Herrn Gemahl ziemlich genau zu kennen . . ."

Sara bewegte ungläubig das Haupt, der Fremde schien nicht darauf zu achten und sprach weiter: „Da mir nun durch Zufall sein hiesiger Aufenthalt bekannt wurde, wollte ich mich ihm vorstellen — erfahre aber zu meinem Bedauern, daß er seit einigen Tagen verreist ist und vielleicht erst wiederkommen wird, wenn ich bereits abgereist bin."

„In der That," entgegnete Sara, „vermag ich Ihnen über die Rückkehr meines Gatten nichts Bestimmtes zu sagen."

„Ich weiß, Frau Gräfin, er eilt zu dem Sterbebette seines Vaters!"

Sara wich erbleichend zurück; jener fuhr fort: „Möge nur Gott geben, daß er ihn am Leben trifft; der Vater hat sich so herzlich nach seinem Kinde gesehnt. Mein Gebet begleitet ihn." — Der Fremde hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: „Ich wünsche nicht, durch ein geheimnißvolles Auftreten zu imponiren. Ihr Incognito ist mir nicht unbekannt; ich war der Jugendlehrer des Prinzen Heinrich und alle seine Interessen

sind auch die meinigen. Freilich — ich verhehle Ihnen das nicht, — sind die Unterthanen unseres Fürstenthums von tiefem Schmerz ergriffen, daß der Sohn des Fürstenhauses, auf den sie alle ihre Hoffnungen setzten, sich von ihnen gewendet hat und sein Vaterland mit dem Rücken anschaut, mit Beharrlichkeit alle Hoffnungen, alle Erwartungen, ja, ich darf wohl sagen, alles Glück desselben zertrümmert."

„Nein, nein!" rief Sara angsterfüllt.

„Es ist, wie ich sage," fuhr der Geistliche fort. „Gewiß hat Ihr Gemahl Ihnen die eigentliche Lage der Dinge verhehlt. Es sieht ihm ähnlich. Von jeher war er bereit, Opfer zu bringen; aber er wußte dem Empfänger stets zu verbergen, was sie ihm kosteten. So sei es denn mir vergönnt, Ihnen einen kurzen Abriß von den obwaltenden Verhältnissen zu geben."

Der Geistliche sprach nun mit hinreißender Beredsamkeit von dem Glücke, der Beherrscher von Tausenden zu sein, und wie Heinrich durch sein Bündniß dies auf immer verscherzt habe: „Doch dies möchte sein, verlöre Niemand dabei, als er selbst. Hier aber walten andere Verhältnisse ob. Heinrich ist der einzige Sohn des Fürsten Felix, kein direkter Erbe ist da. Befreundete deutsche Fürsten machen Anspruch auf den Staat; es melden sich mehrere Prätendenten. Jeder

von ihnen ist, nach seiner Meinung, mit den glaubwürdigsten Zeugnissen versehen, Jeder glaubt, die unabweislichsten Ansprüche zu haben, Jeder ist entschlossen, sein Recht bis zum Aeußersten geltend zu machen. Kaum hat der alte Fürst sein Auge geschlossen, so werden sie sich von allen Seiten erheben, und noch ruht die Leiche nicht in dem Grabgewölbe der Väter, als auch schon der Parteikampf beginnt. Der Friede weicht aus dem sonst so glücklichen Lande, und der Boden desselben färbt sich vielleicht mit Bürgerblut, weil der rechtmäßige Gebieter seinem Volke den Rücken kehrte."

„Halten Sie ein!" rief Sara zitternd. „Wer gibt Ihnen das Recht, in diesem Tone mit mir zu sprechen?"

„Mein Vaterland!" antwortete der Geistliche unerschrocken; „das unglückliche Schicksal, das demselben muthmaßlich bevorsteht, und die Hoffnung, es retten zu können; denn ich baue auf ihr großes, edelmüthiges Herz, das sich den Bitten eines ganzen Volkes nicht verschließen wird, als dessen Wortführer ich hier erscheine."

Es herrschte einen Augenblick lang tiefe Stille zwischen Beiden; dann aber nahm der Geistliche wieder das Wort und schilderte mit den glühendsten Farben das Geschick seines Vaterlandes. Was er vorhin nur mit wenigen Worten angedeutet hatte, das malte er

bis in das geringste Detail aus, und regte das unglückliche Weib so sehr auf, daß Sie mit überströmenden Augen rief: „Halten Sie ein! Um Gotteswillen, halten Sie ein! Was kann, was muß geschehen, um diesem Unheil vorzubeugen?"

„Es gibt nur ein Mittel!" antwortete der Geistliche. „Prinz Heinrich muß seiner Einsamkeit entsagen, er muß die Regierung antreten und eine standesmäßige Ehe eingehen."

„Mein Herr, ich bin seine Gattin!"

„Ich weiß es. Aber eine Gattin, die ihren Gatten über Alles liebt und bereit ist, jedes Opfer zu bringen, um ihn zu beglücken."

„Und was müßte ich thun?" fragte sie zitternd, denn sie wußte es wohl.

„Sich von ihm trennen."

„Er wird es nicht zugeben."

„Nein, er wird es nicht!" entgegnete der Geistliche, „darauf kenne ich ihn, und darum müssen Sie für ihn thätig sein. Aber jetzt nicht weiter; Sie sind erschöpft und bedürfen der Erholung. Begeben Sie sich in Ihre Zimmer; überlegen Sie, was Sie von mir erfahren haben, und dann handeln Sie. Nehmen Sie mein heiliges Wort, das Wort des Ehrenmannes und Priesters, daß man nichts Unehrenhaftes von Ihnen fordern wird,

daß man auch nicht gesonnen ist, Sie zu etwas zu zwingen. Alles muß Ihr reiner, freier Entschluß sein. Aber was Sie uns geben, das wollen wir, Sie segnend, mit dankbarem Herzen empfangen. Wollen Sie mir gestatten, Sie Morgen in Ihrer Behausung aufzusuchen?"

Sara bejahte schweigend, den Tod im Herzen, und der Geistliche entfernte sich, ehrerbietig grüßend.

Am andern Tage stellte sich derselbe zur schicklichen Stunde ein und wurde von Sara empfangen. Beide hielten eine lange Unterredung mit einander, die nur Gott zum Zeugen hatte. Als sie geendet war, sprach der Geistliche:

„Bis hierher hat uns Gott geholfen, nach seiner ewigen Barmherzigkeit! Sein Name sei gepriesen! Knieen Sie nieder, meine Tochter, und empfanger Sie seinen Segen, durch mich, den geweihten Diener."

Sara kniete nieder, bleich und kalt, wie ein Marmorbild. Der Priester segnete sie mit bewegter Stimme: dann sagte er: „Sie überlassen es mir, Alles anzuordnen?"

„Da ich ihn aufgegeben habe," sprach sie tonlos, „ist mir alles Andere gleichgültig. Wenn Ihre Vorbereitungen beendet sind, geben Sie mir Nachricht, und ich werde der eisernen Nothwendigkeit gehorchen."

Sie ging in ihr Kabinet zurück. Der Geistliche blieb

allein. Er blickte ihr mit einiger Theilnahme nach und sprach mit Rührung: „Sie bekümmert mich tief, und mit blutendem Herzen habe ich meine Pflicht gethan.“ Er setzte sich und schrieb:

„Alles ist gelungen und das **sche Land behält einen Fürsten, der unserer Kirche zugethan ist. Die Intriguen unserer Feinde sind unschädlich gemacht. Alle ihre künstlichen Projekte wurden zu Schanden durch den hohen Muth eines tugendhaften Frauenherzens. In frühern Jahrhunderten würde man vielleicht mit großem Prunke ein solches Weib kanonisirt haben; wir wollen uns in dieser aufgeklärten Zeit darauf beschränken, ihr Erdenloos so angenehm als möglich zu machen.“

Viertes Kapitel.

Die Krankheit des Fürsten zog sich in die Länge. Heinrich, von ihm mit der innigsten Liebe, ohne den geringsten Vorwurf empfangen, verließ ihn nur selten, das Schloß aber gar nicht. Die Zeit seiner Muße wandte er dazu an, lange Briefe an seine Sara zu schreiben, sie über seine Abwesenheit, die er nothgedrungen verlängern müsse, zu trösten, und ihr das einstige Wiedersehen mit den lebhaftesten Farben auszu-

malen. Er schickte diese Briefe, begleitet von heißen Segenswünschen ab, und ahnte nicht, daß keiner derselben seine Bestimmung erreichen würde. Seine Unruhe wuchs von Tage zu Tage; er hatte mit Sara auf das Genaueste eine Correspondenz und den Gang derselben verabredet; aber keine Zeile von der Hand der Geliebten ging ein. Er war verdrießlich, einsilbig, und schwebte in steter Angst. Seine Phantasie malte mit der treusten Beharrlichkeit tausend Schreckbilder aus, er dachte sich das Abenteuerlichste, das Seltsamste, und hatte keine andere Sehnsucht, keinen andern Gedanken, als fort und hin zu ihr.

Aber je größer seine Sehnsucht war, desto unübersteiglicher wurden die Hindernisse. Der Fürst wurde sichtbar schwächer, und es gehörte kein großer Prophetengeist dazu, die Stunde seines Todes vorher zu sagen; sie war nicht auf lange hinausgeschoben. Heinrich hielt treu bei dem Vater aus, der die Hand des Sohnes fest umklammert hielt und ihn mit einem unaussprechlichen Blicke ansah: „Ich hinterlasse Dir einen kostbaren Schatz, Heinrich," sprach er mit hinsterbendem Tone, „Du bist sein einziger Erbe; verschleudere ihn nicht. Es ist die unbegränzte Liebe eines Volkes, die ich Dir hinterlasse. Es wird mich beweinen, aber auf Dich zählen. Täusche es nicht, betrüge

es nicht; Du bist der Wächter und Schützer seines Heils!"

Heinrich war in großer Aufregung und betheuerte, alle Gebote des Vaters heilig zu erfüllen. Was hätte er nicht in diesem Augenblicke versprochen!

„Man hat mir," fuhr der Vater langsam fort, „versichern wollen, Du habest Dich im Auslande vermählt. — Ruhig, mein Sohn! Vertheidige Dich nicht. Ich habe nie daran glauben wollen, will nicht daran glauben, und hasse Jeden, der mir davon spricht. Ich kenne Dich besser, Du brauchst mir Deine Unschuld nicht zu betheuern!"

Der Prinz war außer sich; gewaltsam drängte es ihn zu reden; aber Furcht, das nahe Ende des Vaters noch zu beschleunigen, verschloß ihm den Mund. Er schwieg.

„Noch bleibt mir einige Kraft!" fuhr der Fürst mit zunehmender Schwäche fort. „Ich brauche sie dazu, um Dich zu beschwören, endlich Deinen unstäten Wanderungen ein Ziel zu setzen und Dich Deinem Vaterlande wiederzuschenken. Verlasse es nicht wieder, mein Heinrich."

Stumm beugte der Sohn das Haupt.

„Ich danke Dir, geliebtes Kind. Meine heißesten Wünsche für Dich hat Gott vernommen; mein Segen

wird stets auf Deinem Haupte ruhen. Mein letztes Wort, meine letzte Bitte sei Dir heilig. Vermähle Dich standesmäßig und schenke Deinem Reiche den ersehnten Erben!" Er drückte noch ein Mal dem Sohne krampfhaft die Hand, noch einmal blickte er ihn fest an; die Lippen bewegten sich, aber er vermochte nicht mehr sie zu öffnen; ermattet, den Todesschweiß auf der Stirn, sank er zurück.

Die Aerzte, welche in dem Vorzimmer ängstlich auf den Ausgang der Unterredung gewartet hatten, eilten jetzt herbei und drängten sich um das Bett des Fürsten. Aber sie vermochten es nicht, den entfliehenden Geist aufzuhalten. Nach einer Stunde verkündete das Geläut der Glocken und das Abfeuern der Trauersalven der Residenz das Unglück, welches das Land betroffen hatte.

Tiefe Bestürzung herrschte rings umher. Die Gewerke feierten, die Läden wurden geschlossen, die öffentlichen Orte waren wie ausgestorben; kein frohes Lachen, kein lautes Wort erscholl; auf der Straße gingen die Leute stumm an einander vorüber, und nur ein bedeutsamer Blick schien zu sagen: „Was haben wir verloren! Was wird unser Loos sein?"

Die Edelsten des Landes sammelten sich sofort um den Prinzen; sie bezeugten ihm ihr tiefes Beileid und

brachten ihm ihre Huldigungen dar. Er hörte sie an, er erwiederte, aber er wußte nicht, was. Zu gewaltig waren die Empfindungen, die ihn durchbrausten, sein ganzes Wesen war durch und durch erschüttert. Als der Kanzler seine ergreifende Anrede geendigt hatte, schwankte der Prinz und fiel ohnmächtig in die Arme der herzutretenden Adjutanten.

Wir lassen den Vorhang fallen und heben ihn erst wieder, wenn alle die traurigen Begebenheiten vorüber sind, die nun folgen müssen. Fürst Felix ist in der Gruft seiner Väter beigesetzt und Alles kehrt in das alte Geleise zurück. Die Versicherungen für die Fortdauer eines ungetrübteu Glückes sind gegeben, das Volk hat die gestellten Bürgschaften für vollgültig erkannt und sehnte sich darnach, diese auch für die Zukunft sich erhalten zu sehen. Lauter und dringender wurden die Anforderungen an den jungen Fürsten, sich zu vermählen und das Heil seines Landes nicht länger Preis zu geben; schon war er im Begriff dem treuen Kanzler Alles zu offenbaren, als Reinhold zu ihm in das Kabinet trat.

Der Fürst warf sich in seine Arme und schloß ihn bewegt an sein Herz. „Es ist viel geschehen, seit wir uns nicht sahen.“

„Ich weiß Alles, mein Fürst!“ entgegnete der Geist=

liche sanft. „Schonen Sie sich, indem Sie jede Mittheilung unterlassen. Nehmen Sie zu dem Danke des Volkes, der Ihnen im vollsten Maaße geworden ist, auch den meinigen für die würdige Fassung, welche Sie bewiesen haben. Alles ist gut — bis auf Eines!"

„Das ist der Mann, den ich brauche; ihm will ich vertrauen!" sprach der Fürst. „Reinhold, Sie sind mein Lehrer, mein Freund, mein Beichtiger! Was soll ich thun? Man drängt von allen Seiten in mich, daß ich mich vermählen soll. Kann ich . . ."

„Nein!" unterbrach ihn Reinhold entschieden. „Das können sie nicht, denn Sie sind bereits vermählt."

Erschrocken trat der Fürst zurück: „Sie wissen?"

„Auf Befehl Ihres Vaters," fuhr Reinhold eifrig fort, „habe ich Ihr Geheimniß ergründet; ich habe die Bekänntschaft Ihrer Gattin gemacht und strenge nach der mir getheilten Vollmacht gehandelt. Diese Frau war es werth, Sie zu besitzen; sie ist ein vollkommenes Muster eines Weibes."

„Dank Ihnen für dies warme Lob!"

„Wäre Sie aus königlichem Blute, sie würde den ersten Thron der Welt zieren. Jetzt ist sie es nicht, und Ihre Pflicht, mein Fürst, ist es, zu lernen, ohne diesen Engel zu leben!"

„Sie wagen es, mir das zu sagen!"

„Ich wage es, im Bewußtsein der Heiligkeit meiner Mission; ich wage es, im vollen Vertrauen auf Ihr Herz, das ich kenne, und wiederhole was ich gesagt.“

„Wer kann mich zwingen? Mein Wille ....“

„Der Wille der Fürsten ist durch die Pflicht beschränkt!“

„Ich kann nicht, Reinhold, ich kann nicht!“

„Ist das die Sprache eines Mannes? Was wäre dem wahren Manne unmöglich? Und zu einem solchen glaube ich Sie erzogen zu haben. Soll ein Weib Sie beschämen?“

„Was heißt das? Sara! ....“

„Sie hat die Lage der Dinge sogleich begriffen und einen Entschluß gefaßt. Sie sieht ein, daß Sie die Verbindung mit ihr aufgeben müssen, daß es Ihre Pflicht ist, sich standesmäßig zu vermählen. Sie erkannte, daß eine Trennung nothwendig war, und weil sie wußte, daß Sie dazu niemals die Hand bieten würden ...“

„Nein, nimmermehr!“

... „So hat sie selbst den ersten Schritt gethan und ihre Zustimmung zur Scheidung gegeben!“

„Ha, unerhört!“

„Mit Wissen und auf Befehl Ihres Vaters ist Alles geschehen. Ihn klagen Sie an, wenn Sie dazu den

Muth haben! Die nöthigen Formalitäten sind vollzogen, Miß Sara Effingham ist Ihre Gattin nicht mehr!"

„Das konnte Sara? Nein! Sie vermochte es nicht! Ihr täuscht mich! Ihr wollt mich hintergehen! Aber ich will hin zu ihr . . ."

„Sie werden sie nicht finden. An ihrem früheren Wohnort ist sie nicht mehr. Ihr jetziger Aufenthalt bleibt Ihnen ein Geheimniß!"

„Mensch!" rief der Fürst in höchster Aufregung, „Du spielst fürchterlich mit mir! Geh, verlaß mich, laß Dich nie wieder vor meinen Augen sehen! Bei meiner höchsten Ungnade, weiche aus den Gränzen meines Reiches!"

„Ich gehorche!" sagte der Geistliche und ging langsam hinaus.

Der Fürst folgte ihm einen Moment mit den Augen, dann eilte er ihm nach und faßte seine Hand: „Halt! Sieh mir in's Auge! Diese Scheidung ist ungültig; wer weiß, wie ihr das arme Weib gequält und geängstigt habt. Oder ob sie gar etwas von diesem Dokumente weiß; ob es nicht unächt . . . ."

„Diesen Vorwurf verzeihe ich Ihnen!" sagte der Geistliche tief gekränkt. „Wie schlecht haben Sie Ihre Gattin gekannt, daß Sie eine solche Täuschung für nöthig hielten. Freiwillig hat sie den großen Schritt

gethan. Empfangen Sie den Beweis dafür in diesen Zeilen."

Er überreichte dem Fürsten ein versiegeltes Billet und entfernte sich schweigend.

Heinrich öffnete es und las:

„Es muß! Ich habe lange Zeit bedurft, ehe ich mich davon überzeugte, dann aber habe ich das Dokument, das uns für immer von einander scheidet, mit fester Hand unterzeichnet. Lebe wohl, Geliebter, lebe wohl für immer, für immer! —

Ihre Gattin schied von Ihnen, mein Fürst, Ihre Freundin bleibt Ihnen ewig. Täglich will ich für Ihr Glück beten, will beten, daß Sie es an der Hand einer tugendhaften Gattin finden, die Ihres Herzens Freundin und Ihres Landes Mutter ist. Ihren Sohn will ich mit der treuesten Sorgfalt erziehen; er soll aufwachsen in der Liebe zu Gott und zu seinem Vater.

Erfüllen Sie mir meine letzte Bitte: forschen Sie nicht nach mir; dringen Sie nicht darauf, meinen Aufenthaltsort zu erfahren, es würde Ihnen unmöglich sein. Gönnen sie mir die Einsamkeit, in der ich lebe, und die ich bedarf, um mich in ein Loos zu finden, daß ich mir selbst erwählte. Aber einst, wenn Sie sich vermählt haben, wenn Ihre Gattin dem hoffenden Lande den ersehnten Erben schenkte, dann will ich Ihnen frei-

willig meinen Aufenthalt nennen, und nicht zittern, wenn ich Sie bei mir erscheinen sehe. Möge des Himmels reichster Segen stets mit Ihnen sein.

Sara."

Bleich, stumm, mit thränenlosem Auge unterzeichnete der Fürst die ihm überreichte Acte und sandte sie an Reinhold.

Ein halbes Jahr darauf reiste der Fürst an den Hof des Großherzogs, um sich mit der jüngsten Tochter desselben zu vermählen. Zwölf Monate später verkündete der Donner der Kanonen und das Festgeläute der Glocken der freudigen Residenz die Geburt eines Erbprinzen.

Fünftes Kapitel.

Am zweiten Sonntage nach Trinitatis, vereinigte Herr Johannes Wellenberger, ehrbarer Oberalter zu St. Nicolai in Hamburg, eine Gesellschaft von erlesenen Frauen um seine gastliche Tafel. Der gute Wein, den der freigebige Wirth in nicht geringem Maaße auftragen ließ, hatte die Gemüther erheitert, und das Gespräch flog nach allen Richtungen in den mannigfachsten Wendungen hin. Wie sich in einer mächtigen See- und Handelsstadt Fremde aus allen Ländern zusammen-

finden, so sah man auch hier Niederländer und Russen, Franzosen, Spanier und Portugiesen, Dänen und Schweden, Alles Handelsherren und mit dem Wirth des Hauses in Geschäftsverkehr stehend, bunt durch einander. Die Unterhaltung wurde in mancherlei Sprachen geführt; gar oft brauchte man des Dolmetschers, und es gab nicht selten ein lautes Gelächter, wenn dieser etwas unrecht verstand, und dann eine verkehrte Antwort zurückbrachte. Alles aber ging in Friede und Freundlichkeit zu, bis endlich ein Meinungsstreit zwischen einem schwedischen Herrn aus Gothenburg und einem dänischen Herrn aus Kopenhagen über die Gränzen des gesellschaftlichen Anstandes hinauszuschweifen drohte.

„Ich weiß nicht," sagte der Däne eifrig, „warum ich von so außerordentlicher Ehrfurcht vor Seiner schwedischen Majestät, Karl XII. erfüllt sein soll. Es ist nichts Rühmenswerthes dabei, dem Lande sein letztes Mark auszusaugen und es um des eitlen Ruhmes willen zu verpuffen, um so mehr, als man mit gesunden Sinnen einsehen muß, daß nichts zu gewinnen ist, und fortdauernder Verlust an allen Ecken sich zeigt."

„Euch macht das National-Vorurtheil blind!" sagte mühsam an sich haltend der Schwede. „Es ist wunderbar, daß Ihr allein die Kriegsthaten des großen

Karl's herabzusetzen Euch bemüht, während die ganze Welt von einem Pole zum andern seines Ruhmes voll ist. Er ist der Mann, der Schweden unsterblich machte!"

„Es ist gut, daß die Unsterblichkeit Euch auf diese Weise gesichert ist," entgegnete der Däne; „denn mein lieber Rönnquist, die Sterblichkeit nimmt bei Euch erschreckend überhand, und wenn die letzten Schweden bei der weisen Staatswirthschaft Eures Königs verhungert sein werden . . ."

„Herr Grossirer Lundblad!" rief der Schwede vor Zorn glühend, und stieß sein Glas, das der Wirth ihm so eben mit edlem spanischen Wein gefüllt hatte, so heftig auf den Tisch, daß es in hundert Splitter zersprang. „Ihr mißbraucht das Recht der Geselligkeit. Wenn ich Euch für Eure ungerechten Beschuldigungen mit gleicher Münze bezahlen und Wahrheit geben wollte für Eure Lüge, so dürfte ich nur sagen, es sei Schade, daß die regierenden Herren ihre Streitigkeiten nicht unter einander schlichten, wo dann der Streit zwischen Dänemark und Schweden bald beendet sein möchte; denn mein ritterlicher Herr würde Euren verzärtelten und verwöhnten Oldenburgischen Friedrich mit Haut und Haar in seine Tasche stecken und, mit einem Sprunge über den Sund, ihn nach Schweden entführen. Hoch auf den Felsen, die unsre Gothenburg

umschließen, sollte Seine Dänische Majestät stehen, und die Schweden würden von allen Seiten herbeiströmen, . . .“

„Um sich unter den Trümmern von Nya-Elfsborg vor Scham erröthend zu verkriechen!“ lachte höhnisch der Däne. „Ihr seid nicht glücklich in Euren Beispielen, Herr Rönnquist. Gothenburg ist ein matter Brillant in der funkelnden Krone Eures Abenteurer-Königs, seit Tordenskiold's Kanonen es bis in seine Grundfesten erzittern machten.“

„Das brutale Mark eines norwegischen Emporkömmlings!“ schalt der Schwede. „Dänemark ist seit jener schmachvollen Hinterlist seines gepriesenen Seehelden, der in eine Fischerjacke kroch und das Spionirhandwerk trieb, statt ehrlichen Kampf zu bieten auf Leben und Tod, schmachvoll beschimpft. Es wird diesen Flecken nicht von sich abwaschen, und wenn die edelsten Söhne des Landes freudig ihr Blut dahingeben. Ihr seid am Ende! Eure Ehre starb vor Gothenburg unter dem Feuer Eurer eigenen Geschütze!“

„Dänemark ehrlos!“ schrie Lundblad und sprang auf, indem er Miene machte, sich auf seinen Gegner zu werfen. „Das habt Ihr nicht umsonst gesagt!“

Ohne Zweifel hätte das glänzende Banket des Herrn Johannes Wellenberger ein betrübtes Ende

genommen, wenn nicht die Uebrigen sich in's Mittel gelegt, und namentlich der umsichtige Wirth Alles aufgeboten hätte, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen; besonders aber den Schweden und den Dänen von einander zu trennen, zu spät die alte Wahrheit erkennend, daß niemals die Söhne der rothen und der blauen Spietflagge neben einander sitzen können, ohne das Banner des Nationalhasses zwischen sich aufzupflanzen.

Ein russischer Herr mit kleinen zwickernden Augen und einem mächtigen Bart strich sich wohlgefällig das runde Bäuchlein und sprach zu seinem Nachbar, aber laut genug, daß es an der ganzen Tafel gehört werden konnte: „Die armen Leute streiten sich mit einander um das bischen Wasser, Kattegat genannt, und um die Paar Häuflein Sand und Steine, die zu beiden Seiten desselben liegen. Wenn es meinem großmächtigen Herrn, dem Zaaren, gefallen sollte, dies Wasser und dies Land, so sie Schweden und Dänemark heißen, zu einem Teige zusammenzukneten, so würde ein Hügelchen daraus werden, groß genug, um als Inselchen in einer von Rußlands mächtigen Seen zu figuriren!"

„Ganz recht, Gospodin Werefkin!" rief der Schwede zu ihm herüber, „und den gesegneten Anfang mit diesem Bäckergeschäft hat Euer mächtiger Zaar bei Pultawa gemacht!"

Alle lachten laut auf und der Russe, bleich vor Zorn, streckte die geballte Faust in die Luft: „Lacht Ihr nur; es ist doch das Lachen der Ohnmacht! In unsern Wäldern wachsen so viele Eichen und Fichten, daß wir auf unsern stolzen Strömen endlose Flöße bis zum Meere befördern können. Und der Zimmermann von Sardam ist Mannes genug, eine Flotte daraus zu zimmern, hinlänglich groß, um ihn auf immer zum Herrn der nordischen Meere zu machen. Rußlands Adler hat seinen Flug kaum begonnen, und doch ist er bereits hoch über den Wolken, und seid gewiß, er wird sich nicht einen Augenblick Rast gönnen, bis im Norden kein Herrscher ist, außer ihm, zu Lande und zur See!"

Bei dieser Versicherung erhob sich ein lautes Geschrei; die anwesenden nordischen Gäste wollten von dieser russischen Prahlerei nichts wissen und stürmten mit Ernst und Eifer auf den Russen ein. Ein stolzer Mynher, der in den Kanälen von Rotterdam manchen gewichtigen Kauffahrer liegen hatte, vertheidigte mit weniger Geschick, als lautem Geschrei, die Ehre der Seemacht des Hauses Oranien, und der Schwede und Däne, den Spott und Hohn vergessend, womit sie sich so reichlich bedacht, schlossen plötzlich Frieden, um gegen den gemeinschaftlichen Feind zu Felde zu ziehen, der mit Bann und Ketten drohte.

Während dieses langen Streites, der alle Behaglichkeit verscheuchte und dem Wirthe des Hauses sehr unangenehm zu sein schien, hatte ein junger englischer Schiffscapitain, der in der Mitte der Tafel seinen Platz hatte, kein Wort gesprochen. Jetzt aber erhob er sich, und sagte mit lauter Stimme: „Merkt auf, Ihr Herren! Wir sind hier zum frohen Mahle versammelt, nicht aber zu Zank und Streit. Wir alle gehören dem Handelsstande an, und gedeihen allein im Handel und durch ihn. Derselbe aber ist nur im Frieden möglich, und darum sollen wir Alles thun, um ihn aufrecht zu erhalten und zu befestigen, nicht aber, um den alten Kampf neu zu entzünden und kaum vernarbte Wunden wieder aufzureißen. Gebt einen Streit auf, der gefährlich ist und lächerlich zugleich. Was zankt Ihr Euch, Rußland, Dänemark und Schweden, um eine Wasserfläche, die rings von Felsen eng eingeschlossen ist, und der ihr nur durch die schmale Furth des Sundes entrinnen könnt? Schwimmt ruhig darin herum, ohne Euch zu zerren und zu kneipen, zufrieden damit, daß Euch die Andern in Ruhe lassen, die auf den Meeren herrschen und gebieten! Alt-England für immer und über Alle, wo Flaggen wehen von dem Mast eines Schiffes! Unsere Insel wird auf jeder Seite von einem andern Meere umwogt, nach allen vier Himmelsgegen-

den dehnt sich unsere Macht! Wir reichen bis zur äußersten Thule, wir strecken unsern Arm über das Meer bis nach Indien. Wer wäre tollkühn genug, sich in einen Kampf mit uns einzulassen? Aber weise ist, der unsere Hand ergreift, die wir zum Frieden bieten! Ich biete sie Euch! Nehmt sie an, und keinen Streit mehr, so lange wir hier bei einander sind! Laßt uns vielmehr den edlen Weinen unseres Wirthes die gebührende Ehre erzeigen, und trinken auf das Wohl und Gedeihen aller seebefahrnen Nationen in Süd und Nord, in Ost und West!"

Mit großer Bereitwilligkeit ward dieser Toast von allen Anwesenden getrunken, und die Einigkeit war auf eine bewundernswürdige Weise wieder hergestellt. Alles schaarte sich nun um den Engländer, der das kühne Zauberwort gesprochen, und Jedermann suchte ihm irgend ein freundliches Wort zu sagen. Ohne Murren erkannte Jeder Englands Uebermacht zur See an, und einzelne Namen wurden genannt, die sich in der Marine jenes Landes ausgezeichnet; ihre Großthaten wurden erzählt und mit gebührendem Lobe gedacht.

„Ja," sagte der Brite, und lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück, willig den Tribut der Huldigung empfangend, den man dem Uebergewicht seines Volkes zur See darbrachte, „ja, es ist wahr, England

zählt Helden, die Ruhmvolles geleistet; aber keiner ist unter Allen, der mit Sir Algenor Effingham in die Schranken treten könnte!"

„Er hat recht! — Ein tüchtiger Seeheld! — Sir Algenor!" — riefen die Gäste durch einander. „Ein würdiger Officier! Ein braver Soldat!"

„Ein Hoch für Sir Algenor!" rief eine Stimme. „Frisch, Ihr Herren, füllt Eure Gläser!"

„Hoch, Sir Algenor!" riefen Alle, die Gläser leerend, und das Gespräch wurde mit erneuertem Eifer, aber friedlich fortgesetzt.

Der Wirth umkreiste während dessen die Tafel, zufrieden, unter seinen leichterregten Gästen die Einigkeit wieder hergestellt zu sehen, und ermunterte zum Trunk und zur Fröhlichkeit. Da fühlte er seine Schulter leicht berührt, und als er sich umwandte, stand ein junger Mann vor ihm, der auch zur Gesellschaft gehörte, bisher aber am Gespräch, wie am Trunk wenig Theil genommen hatte. Herr Johannes Wellenberger sah seinen Gast vor sich stehen, den Hut in der Hand, und sagte gutmüthig: „Ei, mein werther Herr van Kraag, was bedeutet denn das? Ihr wollt mir doch nicht das Leid anthun, und meine Mahlzeit verlassen, noch ehe sie beendet ist?"

„Mit nichten, lieber Herr Wellenberger," sagte der

junge Mann, der nichts weniger, als der Sohn des holländischen Residenten war. „Ich bin vielmehr einige Augenblicke draußen gewesen in Eurem Gärtlein, um frische Luft zu schöpfen, und trat gerade ein, als Eure Gäste die Gesundheit des Sir Algenor Effingham tranken. Das muß Euch doch sehr unangenehm gewesen sein."

„Das ich nicht wüßte, Herr van Kraag!" sagte Johannes gelassen. „Beim fröhlichen Trunk geht Manches drein, wofür ein kluger Wirth keine Ohren hat, und dann ist Sir Algenor ein Ehrenmann."

„Aber ein Feind der General=Staaten und ich bin Euer Gast!"

„Ich habe den Toast nicht ausgebracht!" sagte Johannes kalt, „stehe Euch aber gleich zu Befehl, wenn Ihr auf das Gedächtniß de Ruyter's oder Tromp's ein Glas leeren wollt."

„Darnach gelüstet mich gerade nicht!" entgegnete der junge Niederländer störrisch.

Diese Antwort schien Herrn Johannes zu verdrießen, doch seiner Pflicht als Wirth eingedenk, fragte er: „Steht denn sonst etwas zu Eurem Befehl?"

„Nun wer weiß! Hört, Herr Johannes, Eure Gäste plaudern lustig mit einander und bedürfen Eurer gegenwärtig nicht, so gönnt mir denn eine kurze Unter=

redung, und laßt uns etwas abseits gehen, um jene Herren nicht zu stören oder von ihnen gestört zu werden."

Man sah es Herrn Johannes an, daß er nicht besondere Lust zu einem solchen Zwiegespräch hatte, doch mochte er dem verzogenen Söhnlein eines mächtigen Mannes nicht ohne Noth etwas abschlagen und führte ihn in ein nahe gelegenes Zimmer.

„Ich wollte Euch nur fragen," sprach Adrian van Kraag lauernd, „ob Ihr, sobald Ihr Euch wieder nach Neumühlen begebt, mich nicht mit Euch nehmen wollt? Ich habe viel Schönes von diesem Dörflein gehört, und möchte es wohl durch Euch kennen lernen; denn da Ihr so häufig draußen seid, müßt Ihr dort sehr zu Hause sein."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Johannes, nicht ohne Verlegenheit.

„Nun, Herr," entgegnete der Holländer, „Allmänniglich weiß es, daß Ihr wöchentlich mindestens zweimal herauswandert, und allda einer wunderschönen Dame einen Besuch abstattet . . . ."

„Ihr habt den Spion gemacht?" fragte Johannes verächtlich.

„Zu derlei Geschäft habe ich mich niemals hergegeben!" sprach Adrian van Kraag stolz. „Aber ich

kann nichts dafür, daß mein Diener es zufällig erkundschaftet und mir hinterbracht hat. Erst habe ich ihn wegen seiner unzeitigen Neugier hart angelassen, und war nahe daran, ihn aus dem Dienste zu thun."

„Daran würdet Ihr ausnehmend wohl gethan haben."

„Dann aber kam es mir wieder absonderlich lustig vor, daß ein alter ehrsamer Bürgersmann, wie Ihr, einflußreicher Börsenherr und ehrbarer Oberalter des ältesten Kirchspiels der Stadt, so häufige Besuche bei einer jungen und schönen Dame abzustatten hat, und ich beschloß, da auch ich den edlen Frauen nicht abhold bin, Euch zu ersuchen, mich bei Eurer Freundin einzuführen, wenn Ihr das nächste Mal wieder dahin geht."

„Das Haus jener Dame ist kein Haus für junge Herren Eures Gleichen!" platzte Herr Johannes heraus, der sich nicht länger zu bemeistern vermochte.

Herr Adrian trat, bleich vor Zorn, einen Schritt zurück, doch bezwang er sich und sagte mit kaltem Spott: „Ihr wollt nicht? Nun, ich verdenke es Euch nicht. Niemand läßt sich gerne in's Gehäge gehen, und am wenigsten, wenn der Unterschied so groß ist, wie zwischen Euch und mir!"

„Unverschämter!" murmelte Herr Johannes vor sich

hin, Jener aber fuhr fort, als ob er nichts gehört hätte: „Nun müßt Ihr es mir nicht verübeln, mein bester Herr, wenn ich auf eigne Hand zu erhalten suche, was Ihr mir zu geben weigert. Der Weg nach Neumühlen ist keine unbekannte Heerstraße, und ihn aufzufinden soll mir gar wohl gelingen. Dann aber, mein Herr Johannes, dann nehmt Euch in Acht! Ich müßte nicht der erfahrne Frauenkenner sein, der ich bin, wenn mir mein Wagestück mißlänge, und ich will Euch Eure Geliebte abspenstig machen, wenn Ihr auch noch zehnmal näher wärt, als Ihr wirklich seid."

„Euer Benehmen überschreitet alles Maaß!" sprach Herr Johannes voll edlen Zornes. „Ich vermahne Euch, mit mehr Achtung von einer Dame zu sprechen, welche die Hochachtung der ganzen Welt verdient, wenn Ihr mich nicht zu vergessen zwingen wollt, daß Ihr mein Gast seid!"

„Das ist lustig und toll zur selben Zeit, Herr," sagte Adrian van Kraag. „Ihr werdet zornig und grob zugleich, um mich auf andre Gedanken zu bringen, aber das gelingt Euch nicht; denn gerade heraus, mich treibt der Kitzel bei Eurem Liebchen Euch aus dem Sattel zu heben, und dies so schnell als möglich."

„Ihr habt's erreicht, Herr!" entgegnete Johannes voll tiefer Verachtung. „Ja, Ihr sollt bei jener Dame

eingeführt werden. Meine Ehre, und noch mehr die Ehre jener Frau fordern es dringend von mir, daß Ihr Euch eines Andern überzeugt. Morgen, wenn es Euch genehm ist, wollen wir um zehn Uhr Vormittags uns am Millernthore treffen."

„Ich werde pünktlich dort sein," war die Antwort. „Aber soll ich Euch nicht lieber in Eurer Behausung treffen? Meine Kutsche ...."

„Ich möchte Euch nicht gerne in einer Angelegenheit, die für Euch nur Unangenehmes zur Folge haben wird, so viele Mühe machen," sprach Herr Johannes ernst. „Laßt es daher bei meiner Anordnung bewenden. Also Morgen um zehn Uhr, und ich muß jetzt, um meiner Ehre willen, darauf bestehen, daß Ihr nicht ausbleibt. Nun aber, entschuldigt mich; ich habe der Gastfreundschaft genug gethan, indem ich, um dieser unerfreulichen Zwiesprach willen, so lange Zeit meinen andern Gästen mich entzogen habe. Ist Euch noch gefällig, die Mahlzeit fortzusetzen?"

Herr Adrian van Kraag dankte kurz und ging aus dem Zimmer, Herr Johannes Wellenberger aber kehrte zu seinen Gästen zurück, die noch immer auf stolzer Flut umherschifften, und die gegenseitig befreundeten Flaggen unermüdet hoch leben ließen.

Sechstes Kapitel.

Am andern Morgen sah man die Herren Adrian van Kraag und Johannes Wellenberger Altona durchschreiten und den Weg nach Neumühlen einschlagen.

„Wollt Ihr nicht," sprach Herr Adrian seinen Gefährten an, mit dem er bis jetzt nur wenige Worte gewechselt hatte, „wollt Ihr nicht die Güte haben, werther Herr, und mir einige Auskunft über die Dame ertheilen, der wir nun sogleich unsere Aufwartung machen werden. Die Unterhaltung geht leichter und rascher von Statten, wenn die Personen sich genau kennen, und Ihr selbst seid gewiß am besten überzeugt, daß ich von Eurer Schutzbefohlenen nicht das Geringste weiß."

„Mir sind die Verhältnisse der Dame selbst unbekannt," sagte Johannes kurz. „Ich besorge nur auf Verlangen eines auswärtigen Hauses ihre Geldgeschäfte, und habe mich um ihre Familiengeschichten nicht bekümmert."

„Nicht?" entgegnete Adrian boshaft. „Nun, mein werther Herr, so sollt Ihr sehen, daß ich nicht gewilligt bin, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und gern theile ich Euch mit, was ich über jene geheimnißvolle Dame erfahren habe, die nicht, wie der Name Falkenberg,

den sie führt, zu besagen scheint, eine Deutsche, vielmehr eine Tochter des Auslandes ist."

Johannes Wellenberger schwieg und kniff die Lippen zusammen.

„Sie ist nämlich eine Engländerin, und zwar die Tochter eines berühmten Seeofficiers, mit einem Worte, die schöne Tochter Sir Algenor's Effingham."

„Herr van Kraag!"

„Bitte Euch, guter Herr, verhaltet Euch ruhig. Warum wechselt Ihr die Farbe? Ein Mann, wie Ihr, ist doch wohl seines Spieles sicher? Diese Dame nun, die Wittwe Falkenberg, wie sie in Eurem Hauptbuche aufgeführt ist, war natürlich einmal verheirathet. Ihr könnt mir nicht sagen, mit wem?"

„Nein!"

„Ihr zwingt mich also, ferner Eure Geheimnisse auszuplaudern," fuhr Herr van Kraag mit kaltem Gleichmuthe fort. „Der Gemahl dieser geschiedenen Dame — ich sage geschieden, Herr Wellenberger, denn eine geschiedene oder eine verwittwete Dame gilt in diesem Falle gleich — jener frühere Gemahl also war, wenn ich nicht sehr irre, der Erbprinz von ***."

„Nicht weiter, Herr Adrian van Kraag!" rief Johannes heftig.

„Und warum nicht?" entgegnete Jener. „Ihr seid

ein alter Mann und solltet Ruhe und Besonnenheit vor mir voraus haben. Leicht seht Ihr nun, daß ich Alles weiß, und ich will Euch nicht den Schluß verweigern. Man erwartet hier Besuch; der Fürst von ***, der ehemalige Gatte jener Dame wird kommen, und seiner Liebe von ehedem, so wie dem Sprößling seiner Zärtlichkeit einen Besuch abstatten. Begreift Ihr nun, weshalb ich um jeden Preis bei der Dame eingeführt sein wollte?"

„Durchaus nicht!" sagte Herr Johannes kurz.

„In der That, Ihr seid eigensinnig zum Exceß!" fuhr Adrian fort. „Aber ich bitte Euch, hört mich geduldig an." Er sprach nun angelegentlich zu dem alten Kaufherrn, der zwar den Worten des jungen Niederländers ein aufmerksames Ohr lieh, dem man es aber ansah, daß alle Pfeile, die dieser vom Bogen schnellte, von seiner ehernen Brust machtlos abprallten. Adrian war seines Gegenstandes so voll, daß er gar nicht auf die Gleichgültigkeit seines Gefährten achtete, sondern mit diesen Worten schloß: „Ihr seht also ein, daß wenn jenes Fürstenthum seine überseeischen Verbindungen ausdehnt und Verträge mit England schließt, wir dadurch große Verluste erleiden müssen. Mein Vater hält es aber für ein Leichtes, diesem vorzubeugen, wenn es ihm nur gelänge, mit dem Fürsten zu reden,

ohne daß ein Anderer von dieser Unterredung Kenntniß hätte. Diese hofft mein Vater, bei der stündlich zu erwartenden Ankunft jenes Herrn, durch Eure gütige Vermittlung zu erhalten."

„Ich kann nichts thun!" sprach Herr Johannes mit beharrlichem Eigensinn.

„Bitte Euch, Herr, bessert Eure Rede. Verkennt Euren eignen Vortheil nicht. Eine Angelegenheit, die für unsere Familie sowohl, als für unser ganzes Vaterland von so überwiegendem Nutzen werden kann, muß auch Euch glänzende Vortheile sichern. Ihr treibt großen Handel mit den Niederlanden, und braucht öfter die Vermittlung meines Vaters. Er hat sie Euch nie versagt. Jetzt zeigt es sich, daß mein Vater Eurer bedarf, und Ihr werdet ihm gewiß wieder gefällig sein; Ihr werdet es, in Erwägung der großen Spekulation, die Ihr in Rotterdam begonnen . . . ."

Herr Adrian brach mitten in der Rede ab; er schwieg, und überzeugt, daß er jetzt den entscheidenden Sieg erkämpft habe, ging er, ohne ein Wort zu sagen, neben dem Kaufmanne her. Dieser verhielt sich ebenfalls schweigend; aber die Gewalt der Gründe, die ihm von Adrian mitgetheilt wurden, der Umstand, daß seine Unternehmungen auf Rotterdam, in Folge von Intriguen, möglicherweise scheitern könnten, wenn er fortfahre,

in seinem Eigensinne zu beharren, lösten ihm die Zunge, und ehe sie das Dorf betraten, sagte er, halb zu seinem Gefährten gewendet: „Ich werde mich bedenken, was in dieser Angelegenheit zu thun ist."

Mit dieser Erklärung war Herr Adrian van Kraag zufrieden. Die Einführung dieses jungen Herrn bei der schönen, fremden Dame ging ohne Störung von Statten. Sie hatte bereits mehrere Bekanntschaften machen müssen, und empfing öfter Besuche. Ihr Incognito glaubte sie dabei nicht gefährdet. Herr Adrian van Kraag begnügte sich, nachdem er der Dame mit all seinen Namen und Titeln vorgestellt worden war, derselben einige Höflichkeiten zu sagen, und beim Abschiede um die Erlaubniß zu bitten, die Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen, wobei er nicht unterließ, der Dame seine einflußreichen Dienste anzubieten, falls sie geneigt sein sollte, davon Gebrauch zu machen.

„Ihr hättet mich dieser neuen Bekanntschaft wohl entheben können, mein lieber Herr Wellenberger," sprach die Dame, die von der Liebenswürdigkeit, die Herr Adrian entwickelt zu haben glaubte, nicht besonders erlabt schien. „In meiner Lage will mir Einsamkeit am meisten geziemen."

„Es war auch durchaus nicht meine Absicht," entgegnete Herr Johannes, „jenen Herrn von Eurer An-

wesenheit allhier in Kenntniß zu setzen, noch weniger aber, denselben bei Euch einzuführen. Aber er hat es selbst ausgekundschaftet, daß Ihr hier seid, weiß ich gleich nicht auf welche Weise; dann aber mir solche Dinge kundgegeben, die es rathsam erscheinen ließen, ihm den Zutritt zu vergönnen, ehe und bevor er sich denselben auf eine andere Weise zu verschaffen gewußt hätte."

Die Dame sah ihn fragend an.

„Ich weiß wohl, daß eine Dame, wie Ihr, sich nicht sonderlich mit der Politica und dem Commerzio befasset, und Ihr daher nicht wohl einzusehen vermöget, was dem jungen Herrn für Mittel und Wege in besagter Angelegenheit zu Gebote stehen, die er betreten kann, wenn sie auch mühsam sind, sintemal die Conjunctur für ihn von großer Wichtigkeit ist. Erlaubt mir aber, Euch in dieser Angelegenheit den nöthigen Aufschluß zu ertheilen."

Herr Johannes sagte der Dame zur Aufklärung dieses Verhältnisses so viel, als ihr zu wissen dienlich schien, und schloß dann: „Mag dies Alles ruhen, bis der durchlauchtigste Herr kommt! Wir wollen es seiner Weisheit anheim geben, was er in dieser Sache beschließen mag, ob ich gleich nicht einsehe, daß es irgend etwas schadet, wenn er eine Conferenz mit dem Herrn Ministerresidenten des Erbstatthalters habe."

Dieser Ansicht war Herr Johannes Wellenberger vor

acht und vierzig Stunden noch nicht gewesen, als er im ganz entgegengesetzten Sinne zwei lange Briefe nach England abgehen ließ. Damals war es ihm aber auch noch unbekannt, daß Herr Adrian van Kraag von seinen Rotterdamer Speculationen etwas wußte.

Die Dame hörte nur halb auf diese Erörterungen; denn ihre Phantasie wurde von ganz andern Angelegenheiten bewegt, und als sie eine schickliche Gelegenheit fand, den Kaufmann zu unterbrechen, sagte sie hastig: „Ihr habt doch gewiß gehört, wie unglücklich ich in der Zeit, da wir uns nicht gesehen haben, hätte werden können?"

„Mit großer Bekümmerniß habe ich von dem Unfalle gehört!" entgegnete Herr Johannes. „Euer liebliches Kind ist bei heftigem Stromgange in die Elbe gefallen und wäre fast ertrunken."

„Schrecklich! Schrecklich!"

„Und wurde dieser Gefahr durch den Muth eines jungen Fischerknaben entrissen. So habt Ihr denn durch Gottes Fürsorge Euer theuerstes Kleinod wieder empfangen, und habt alle Ursache seine Güte zu preisen."

„Ich dankte ihm aus der Fülle meines Herzens!" sagte die Dame, „aber doch mischte sich der freudigen Empfindung ein bittrer Wermuthstropfen bei. Ihr wißt noch nicht, daß jenes Ereigniß ein Unglück anderer

Art herbeiführte. Mein Edmund hat vor Schreck die Sprache verloren."

„Was sagt Ihr mir da?"

„Anfangs glaubte ich, es würde nur vorübergehend sein, aber er bleibt stumm. Seit jenem fürchterlichen Fall versagt ihm die Zunge den Dienst. Der berühmte Arzt, den Ihr die Güte hattet, mir zu empfehlen, war bereits mehrere Male hier und hat erklärt, der Knabe hätte seine Sprache in Folge eines großen Schreckens verloren. Durch künstliche Mittel könnte hier keine Wiederherstellung herbeigeführt werden. Aber es sei wohl möglich, daß bei einer großen und besonderen Veranlassung sich die Sprache wieder fände. Dies könne aber nur in Folge einer leidenschaftlichen Aufregung geschehen."

„Das ist allerdings ein höchst betrübendes Ereigniß und mir bisher unbekannt geblieben, sintemal es mir in der letztverwichenen Woche unmöglich war, Euch meine Aufwartung zu machen. Ich statte Euch darüber mein innigstes Beileid ab, verhoffe aber, es werde sich die göttliche Allmacht Eurer und des lieblichen Kindes erbarmen, und ihm die verlorne Gabe der Sprache wiederschenken."

Nachdem der Kaufmann solchergestalt die bekümmerte Mutter sattsam getröstet zu haben glaubte, auch sich erkundigt

hatte, ob die Dame ihm einige Befehle ertheilen wolle, entfernte er sich mit dem Versprechen, bald zurückzukehren.

Sara blieb allein. Sie saß sinnend da und schaute durch die offne Thür des Zimmers in den angränzenden Garten. Ihre Gedanken weilten bei dem Manne, dem ihr Herz von dem ersten Augenblicke gehörte, da sie ihn gesehen, und um dessentwillen sie jedes Opfer gebracht hatte. „Es geschah seines Glückes wegen," sprach sie vor sich hin, „möchte es nur zu seinem Glücke ausgeschlagen sein. Wird sie, die auf einem Thron zum Thron geboren wurde, ein Herz haben für die Freuden und Leiden meines Lieblings? Und wenn er Alles fand, Alles ihm wurde, was er mit mir verlor? Wenn sie nicht blos Fürstin, sondern auch liebende Gattin ist? Dann Heil und Segen mit ihm und mit ihr! Dann sind die heißesten Gebete meines Herzens erhört worden. Mir aber! mir . . . ." Ihre Rede stockte und ihr Auge schweifte umher, als suche sie nach einem Gegenstande, der ihr Ersatz bieten könne, für den erduldeten Verlust. Da schwebte ein leichter Schatten über den sonnenhellen Platz vor der Thür, und auf der Schwelle derselben erschien ein bildschöner Knabe.

„Edmund!" rief die Dame, und der Knabe eilte zu der Mutter, den Lockenkopf in ihrem Schooß verbergend.

„Mein Edmund! Mein theures Kind!" sprach die

Mutter liebkosend. „Du meines Heinrich's Sohn und meines Herzens Freude! Wo warst du während der Dauer von zwei langen Stunden? Verzeihe mir, mein Herr und Gott! daß ich in meinem Schmerze mich arm und verlassen nannte; ich bin ja reich, sehr reich, ich habe mein Kind, mein liebes Kind! Sein Kind!"

Edmund sah zu der Mutter auf. Er kletterte auf ihren Schooß, sah sie mit seinen klaren Augen an und bewegte die Lippen, als ob er sprechen wollte; dann aber schlang er die kleinen Arme um ihren Nacken, und sie preßte ihn an sich, so fest, als wäre Jemand da, der ihn ihr entreißen wollte. Sie drückte ihn an sich mit einem überströmenden Gefühl von Wehmuth und Freude zu gleicher Zeit.

„Wo warst du, böses Kind?" fragte sie nach einer Pause, während sie ihn mit dem sanften Blick der innigsten Mutterliebe betrachtete. „Und wo hast du deinen Emanuel?"

Rasch deutete Edmund mit der Hand nach dem Eingange, wo ein Fischerknabe blöde, gesenkten Hauptes, den Hut in der Hand drehend, unbeweglich stand.

Es ist schwer zu sagen, ob es je einen Knaben gab, der häßlicher gewesen wäre, als dieser, der Emanuel hieß, und Edmund's Retter war. Keines seiner Gliedmaßen paßte zu dem andern, die größten Gegen=

säße waren in seiner Gestalt bemerkbar, und wenn man in sein abschreckend häßliches Gesicht blickte, sah man ein menschliches Wesen vor sich, das Lachen und Furcht zugleich erregte. Aber wie unbeholfen auch die einzelnen Körpertheile Emanuel's sein mochten, er war knochig und stark, und wer mit ihm im Bösen anfing, konnte sicher auf eine Niederlage rechnen. Unter zwei buschigen Augenbrauen blitzten zwei große Augen hervor, und durch diese that man einen Blick in das Innere des Fischerknaben; es strömte eine Welt von Gutmüthigkeit daraus hervor.

„Komm näher, Emanuel!" sprach die Dame. „Pfui, du mußt nicht so blöde thun! — Komm, und sage, ob du meinen Edmund recht lieb hast, und ihm beistehen willst, wenn er größer wird und des Beistandes vielleicht bedarf?"

„Das will ich gewiß und wahrhaftig!" betheuerte Emanuel, und legte die Hand auf das Herz.

„Und du, Edmund! wirst du deinen Retter stets lieben und ihm dankbar sein für seine Treue?"

Mit einem frohen Blicke sah der Knabe die Mutter an, und warf sich dann an die Brust Emanuel's, ihn herzlich umarmend und küssend.

„Gott segne Euren Bund!" sagte die Mutter gerührt, und legte ihre Hände auf das Haupt des Schönen und des Häßlichen.

Siebentes Kapitel.

„So sehen wir uns wieder!"

Und ihr Gesicht ruhte an der Brust des ihr nun entrissenen Freundes.

Mit männlicher Rührung stand Heinrich der von ihm geschiedenen Gattin gegenüber. In diesem Augenblicke erwachte die Erinnerung an dasjenige, was er mit ihr besessen und mit ihr verloren hatte, allmächtig in ihm, und sein Herz bebte.

Sara betrachtete ihn mit inniger, reiner Liebe, ihr edles, großes Herz hatte längst das Opfer gebracht, und die Größe desselben vergessen. Freudig hatte sie ihr Glück dahingegeben, um dasjenige des geliebten Mannes zu erschaffen; sie hatte dem Bunde mit ihm entsagt, um ihn seiner Pflicht, seinem Volke, seinem Vaterlande zurückzugeben. Ihr Zweck war erreicht; das Land des Geliebten war glücklich durch eine weise Regierung, ein Erbe sicherte die Zukunft desselben, und sie durfte sich gestehen, es sei großentheils ihr Werk. Dies Bewußtsein ließ sie nicht allein das dargebrachte Opfer verschmerzen, es freute sie sogar. Sie zeigte daher bei diesem ersten peinlichen Zusammentreffen weit mehr Muth und Besonnenheit, als er, und als der

erste bittere Moment vorüber war, der ihr die ganze Größe ihres frühern Besitzthumes und ihres jetzigen unwiederbringlichen Verlustes zeigte, nahm sie die Hand des Freundes und führte ihn zu einem Sessel.

„Nehmen Sie hier, mir gegenüber, Platz, mein Freund," bat sie mit süßer Stimme. „Suchen Sie Ruhe und Fassung zu gewinnen, lieber Heinrich. Sie gestatten es mir doch, Sie so zu nennen? Sprechen Sie zu mir von sich, von Ihrer Gattin, Ihrem Sohne, Ihrem zweiten Sohne."

„Edmund! Mein Edmund!" rief Heinrich lebhaft erregt aus, „mein theures, geliebtes Kind! das süße Pfand eines unermeßlichen, für immer verlorenen Glückes! Wo ist der theure Knabe?"

„Sie werden ihn sehen, mein Freund; nachher! Sprechen wir zuerst von uns. Diese Zusammenkunft war Ihr Wunsch, Heinrich. Nach meiner Ansicht hätte sie nicht stattfinden sollen, aber Ihr Wille ist mir auch jetzt noch heilig. Gehen wir denn über die Vergangenheit hinweg, sie kann uns nur schmerzlich aufregen, und erzählen Sie mir von sich, was ich nur unvollkommen weiß."

„Was kann ich Ihnen sagen, theure Sara? Ich verließ Sie mit schwerem Herzen, mit einer trüben Ahnung, die nur zu sehr erfüllt werden sollte. Ich befand mich

an dem Sterbebette eines milden, gütigen Vaters und versprach, — was hätte ich ihm nicht versprochen! — versprach ihm, das reinste, edelste Erdenglück hinzuwerfen, um den blendenden Schimmer einer Krone. Aber man verlangte noch mehr von mir, man verlangte die Trennung von Ihnen. Das hätte ich nicht vermocht; dieses Opfer hätte die Beredsamkeit der ganzen Welt nicht von mir zu erhalten vermocht."

„Das weiß ich!" antwortete Sara. „Und doch mußte es gebracht werden; der Lehrer Ihrer Jugend, der würdige, fromme Priester, setzte es mir auseinander; ich erkannte die Nothwendigkeit des Entschlusses an, und es geschah, was mußte. Mein innigstes, heißes Gebet war nur, daß es zu Ihrem Frieden gereichen möge. Und nun, mein Freund, erzählen Sie mir von Ihrem Leben, von Ihrem Wirken für Menschenwohl und Menschenheil. Sagen Sie mir Alles; auch das Geringste erweckt meine Theilnahme."

Heinrich that es. Sein Herz wallte über und der Fluß der Rede drang in seiner klaren und fesselnden Weise über seine Lippen. Er theilte der Geliebten die geheimsten Gedanken seines Herzens mit; er legte ihr seine Pläne und Entwürfe vor; ja, manche, die nur noch in dem ersten schwachen Umrisse vor ihm lagen, gewannen in dieser schönen Stunde Leben; er

wurde sich ihrer deutlich bewußt, zum Glücke aller Derer, die ihre Zukunft davon erwarten sollten. Heinrich bemerkte es selbst und lächelte: „Ich wußte es wohl, daß ich an Ihrer Seite besser, vollkommener sein würde, und deswegen drängte es mich, diese Zusammenkunft mit Ihnen zu veranstalten."

„Und nur von Ihrer Gattin haben Sie noch nicht zu mir gesprochen, Heinrich. Sie haben mir nicht den Hausvater in dem Kreise der Seinigen geschildert, sondern immer nur den Fürsten. Geben Sie mir ein freundliches Bild Ihrer Häuslichkeit, Ihres Familienlebens."

„Habe ich eine Häuslichkeit? Kenne ich die Wonne des Familienlebens, seit ich von Ihrer Seite gerissen bin? Prinzessin Juliane ist eine edle, hochherzige, aber sehr stolze Dame. Sie ist durch Convenienz mit mir verbunden; es schmeichelte ihr, durch das Bündniß mit mir eine souveraine Fürstin zu werden. Geliebt hat sie wohl nie. Ob sie weiß, daß ich vermählt war, ist mir unbekannt. Nach der Art und Weise zu schließen, wie man die Geheimnisse der Fürsten bewahrt, muß ich es glauben, doch hat sie sich nie, auch nur im Entferntesten, eine Anspielung erlaubt, die mir Gewißheit darüber hätte geben können. Ihre Erziehung ward nach der strengsten Etiquette begonnen und vollendet, wie sie

an dem Hofe ihres Vaters herrschte. Dieses ganze belästigende Formenwesen hat sie auch bei uns nach und nach einzuführen gewußt, und wir sind beide die ersten Sclaven desselben. Mein Sohn wird nach demselben System erzogen; ich sehe ihn nur bei besonderen Gelegenheiten, weil das Gesetz der Etiquette, wie es an dem Hofhalt meiner Gemahlin besteht, einen zwanglosen Umgang zwischen Eltern und Kindern für unzulässig erklärt. Das ist die Geschichte meines irdischen Daseins, ermessen Sie daraus, wie glücklich und wie unglücklich ich bin."

Bewegt hielt der junge Fürst inne, und fragte nach einer Pause wiederholt nach Edmund. Sara entgegnete, daß der Knabe schlafe, daß sie aber den Vater alsobald zu ihm führen werde: „Für mich, mein lieber Heinrich, habe ich durchaus nichts von Ihnen zu erbitten," sprach Sara ernst. „Sie haben mir, ehe ich um etwas bat, Alles so reichlich gewährt, daß ich Sie bitten möchte, einen großen Theil desselben wieder zurückzunehmen, weil es mir überflüssig ist. Aber Ihren Sohn lege ich Ihnen an's Herz; ihm müssen Sie einen Theil Ihrer Sorge widmen. Es ist ein Mann, der der Welt und dem Leben angehört; wäre es ein Mädchen, ich dürfte Sie nicht belästigen. Aber ein Knabe muß eine männliche Erziehung genießen, er bedarf bei

seinem ersten Eintritt in das Leben eines kräftigen Führers. Sie können ihm dieser nicht sein, aber Sie werden ihm einen solchen senden. Ihnen vertraue ich, daß Sie für unsern Edmund sorgen, den das Schicksal hart prüfte, als es ihm bei jenem verhängnißvollen Ereigniß die Sprache nahm."

„Es bedarf der Zusicherungen nicht, meine theure Sara," entgegnete Heinrich. „Wenn Sie diese Schrift durchsehen wollen, werden Sie erkennen, was ich für unser Kind zu thun willens bin, und wie ich dessen Zukunft zu sichern denke."

Er übergab ihr das Papier und sie las es aufmerksam durch, während der Fürst mit den Blicken der innigsten Sehnsucht auf der Gestalt des schönen Weibes ruhte, die einst seine Gattin gewesen war. Thränen glänzten in ihren Augen, und mit bewegter Stimme sprach sie: „Ich danke Ihnen, Heinrich, mehr vermag ich Ihnen nicht zu sagen; aber Sie kennen mich noch genug, um zu wissen, was in meinem Herzen vorgeht."

Sie reichte ihm dann in tiefer Bewegung die Hand und sagte: „Kommen Sie, wir wollen zu Ihrem Sohne gehen."

Hand in Hand begaben sie sich in ein anderes Zimmer, wo Edmund, sanft schlummernd, auf einem Ruhebette lag. Heinrich trat heran, kniete nieder und hauchte

einen Kuß auf die Stirn des Lieblings. Der Knabe erwachte und sah den fremden Mann fragend und mit großen Augen an; dann winkte er der Mutter.

Diese kam herbei; Edmund faßte ihre Hand, seine Lippen bewegten sich, er schien zu fragen: „Wer ist der Mann?"

Sara nahm schnell das Wort und sagte: „Diesen Mann mußt Du stets achten und lieben; er ist der Freund Deiner Mutter; er wird auch Dein Freund und Wohlthäter sein, mein Edmund."

Der Kleine lächelte und schlang seinen Arm um den Nacken des Fürsten. Er küßte ihn und drückte ihn an sich; dann ließ er ihn los und betrachtete ihn unverwandt mit der größten Aufmerksamkeit, als wollte er sich sein Bild tief in Herz und Gemüth einprägen; darauf winkte er der Mutter fröhlich zu, als wollte er sagen: „Verlaß Dich darauf, ich werde ihn jetzt niemals vergessen!"

„Und soll das Kind heranwachsen, ohne zu wissen, daß jemals ein Vaterauge auf ihm ruhte?" fragte Heinrich. „Soll er nicht wissen, daß ich es bin, dem er sein Leben dankt? Und wenn Sie ihm einst, wenn er herangewachsen ist, das Schicksal seiner Aeltern erzählen, soll ihm dann nicht die Erinnerung mein Bild zurückrufen und er sich sagen können: Das war mein

Vater? Nein, Sara, nein! Sie fordern zu viel von mir! Ich kann Ihnen nicht gehorchen! Edmund! Mein Knabe! Mein süßes, goldgelocktes Kind! Höre mich! Ich bin es, Dein Vater! Dein armer Vater, der unglücklich genug ist, von Dir stets getrennt leben zu müssen! Verstehst Du mich, Edmund! Ich bin Dein Vater, der Dich über Alles liebt!"

Der Knabe sah den Fürsten mit klugen Augen an, noch einmal ruhte sein Blick, wie forschend, auf dem Mann, der in so leidenschaftlichen Worten zu ihm gesprochen hatte; dann aber warf er sich an die Brust des Fürsten, riß sich wieder los, zog die Mutter herbei, und schlang seinen kleinen Arm um Beide.

„Sara!" rief der Fürst leidenschaftlich. „Der Knabe vereinigt uns; er führt uns wieder zusammen, nachdem die eiserne Hand des Schicksals uns trennte. Ach, daß es nur für Augenblicke und nicht für die Dauer des Lebens ist. Sara! Edmund! Bei Euch ist mein Glück, meine Freude, meine Seligkeit! Außer Eurem Bereiche ist trübe, finstre Nacht!"

Der Gewalt des Augenblickes vermochte die Mutter nicht zu widerstehen, in dieser Minute vergaß sie Vergangenes und Künftiges, nur die Gegenwart stand mit lebhaftem Entzücken vor ihr. „Heinrich!" jauchzte sie laut, „Heinrich! Edmund! Meine Welt!" Und in inniger Umarmung hielten sie sich umschlungen.

Eine Stunde und mehr war verstrichen. In ruhigem Gespräche saßen Heinrich und Sara neben einander; der Knabe war auf dem Schooße des Vaters eingeschlafen. Noch einmal war Vergangenes und Künftiges besprochen, noch einmal gedachte man der seligen Gegenwart, dann erhob sich Sara zuerst und sagte: „Und nun zum Scheiden! Ich bin vollkommen gefaßt und bereit! Lebe wohl, mein theurer Freund! Wir scheiden für immer. Nimm das Gedächtniß an diese Stunde mit Dir, und Du wirst nie ganz unglücklich sein.“

Heinrich reichte ihr die Hand: „Gott mit uns! Wenn Du den Lauf der Geschicke verfolgst und vernimmst, wie die Welt sich gestaltet, und welchen Theil die Herren der Erde an dem Geschick der Völker nehmen, so hoffe ich, Deiner nicht unwerth zu sein. Du sollst mit Zufriedenheit an den Mann Deiner Liebe zurückdenken können.“

Draußen ward ein Geräusch vernehmbar; der Fürst ging selbst hin, um die Thür zu öffnen, und der ehrbare Oberalte von St. Nicolai, Herr Johannes Wellenberger, trat ein: „Eure Durchlaucht wollen zu hohen Gnaden halten!“ sagte der ehrsame Bürgersmann; „aber es däucht mir an der Zeit zu sein, aufzubrechen, wenn wir eben so unbemerkt uns entfernen wollen, als wir

hier angelangt sind. Der Anbruch des Tages ist nicht mehr fern."

„Ihr habt ganz recht, mein wackrer Freund!" sprach der Fürst, „und Ihr seht mich bereit zu folgen. Ehe ich aber gehe, wiederhole ich Euch in dieser Dame Gegenwart meinen Dank für alle Sorgfalt, welche Ihr derselben gewidmet, und ich bitte Euch dringend, auch fernerhin so edel und rechtschaffen, wie bisher, zu sorgen."

„Eure Durchlaucht möge sich hierauf festiglich verlassen, wie auf die Wahrheit des Evangeliums. Ich bin kein Mann von vielen Worten, aber die Solidität meines Hauses ist erprobt auf den Handelsplätzen der bekannten Welt. Es mag Eure Durchlaucht nicht befremden, daß ich diese Angelegenheit, nach den Ansichten meines Standes, mehr wie ein Geschäft behandle, sie ruht doch in guter Hand. Zum Schluß aber, da ich Ew. Durchlaucht nicht wieder sprechen könnte, da Sie Dero Reise sogleich antreten wollen, möchte ich in dem Interesse eines andern Committenten gehorsamst fragen, was Sie in Betreff der Anfrage des niederländischen Gesandten beschließen?"

Der Fürst stand einen Augenblick nachdenkend, dann aber sagte er rasch: „Nichts davon! Meines Vaterlandes Heil ruht nicht in einem Bündnisse mit den General-Staaten. Ich weise die lockendsten Versprechungen

zurück, denn sie sind nur da, uns zu täuschen. Sagen Sie das mit andern Worten dem Herrn van Kraag und geben Sie ihm zu verstehen, daß ich die Einleitung officieller Unterhandlungen nicht gerne sehen würde."

„Dies soll mit all' der Genauigkeit bestellt werden, die die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt, und nun werde ich mit Ew. Durchlaucht Genehmhaltung den Reisewagen beordern."

Der Kaufmann ging. Noch ein kurzer, aber herzerschütternder Abschied fand statt, dann folgte die Trennung für's Leben. Der Fürst schwankte aus dem Zimmer. Als Sara einige Augenblicke nachher den fortrollenden Wagen hörte, sank sie auf die Kniee und hob die gefaltenen Hände empor: „Herr! Sei mit ihm auf allen seinen Wegen, jetzt und immerdar!"

Edmund weinte still.

Achtes Kapitel.

Es war der Geburtstag der Fürstin Juliane.

Auf dem platten Lande, wie in den Städten war dieser Tag ein allgemeines Fest. Wettrennen, Tänze im Freien, Stangenklettern, kurz, alle Lustbarkeiten, die das Herz des Volkes zu erfreuen vermögen, fanden in jedem Dorfe statt. In den Häfen flaggten alle Schiffe, die Kanonen donnerten ihren Gruß über das Meer hin, die Matrosen sangen und tranken. Reichverzierte Böte schwammen, von leichten Rudern getrieben, auf der krystallenen Fluth, lustige Musik erscholl aus den bewimpelten Gondeln und fröhliche Lieder erhöhten die allgemeine Lust. Als es Abend ward, entzündete sich Fackel an Fackel, von den höchsten Mastenspitzen der Schiffe erglänzten strahlende Laternen und bunte Lampen; die See glühte im Feuerglanz auf.

Auch in der Residenz selbst fanden Festlichkeiten statt; rauschendere, prächtigere sogar, als in den Landstädten, aber die Freude wollte nicht recht zum Durchbruch kommen. Der Fürst Heinrich, der eine kurze Reise nach einem benachbarten Staat angetreten hatte, war nicht, wie es allgemein geheißen, zu dem heutigen Feste zurückgekehrt. Diesem Ausbleiben wurden die

verschiedenartigsten Motive unterlegt; es verbreiteten sich Gerüchte, die sich einander widersprachen. Einerseits sagte man, dieses Ausbleiben des Fürsten sei ein absichtliches; er sei mit der Fürstin gespannt, habe diese Reise als einen Vorwand gebraucht, um des Beisammenlebens mit ihr überhoben zu sein, und werde wohl sobald nicht wiederkehren. Diese Ansicht war die allgemeinere, und da der Fürst von dem größten Theile seiner Unterthanen herzlich geliebt wurde, so sprach sich für ihn das lebhafteste Bedauern aus, und die Aeußerungen, welche gegen die Fürstin laut wurden, zeugten nicht immer von den Sympathieen des Volkes gegen die Landesmutter. Zwar versuchten die Anhänger der Fürstin die Sache aus einem andern Gesichtspunkte darzustellen und alle Schuld auf den Fürsten zu schieben; aber der rastlosesten Bemühung wollte es nicht gelingen, irgend ein günstiges Resultat zu erzielen.

Glänzende Equipagen rollten von allen Seiten heran und fuhren im Schloßhofe vor. Es war Cour angesagt, und die Würdenträger des Staates, die Gesandten fremder Mächte, der hohe Adel, das Militair, die Notabilitäten der Kunst und der Wissenschaft, kurz Jeder, dem es vermöge Rang oder Geburt gestattet war, sich in dem Glanze des Thrones zu sonnen, drängte sich in die goldnen Säle, um von der hohen Gebieterin des

Landes einen Blick der Gnade, ein Wort der Gunst zu empfangen.

Aber dieser Stern, zu dem so viele Augen gläubig emporschauten, wollte nicht leuchten; eine Wolke des Unmuths ruhte auf der hohen, weißen Stirn. Das Ausbleiben des Fürsten war der gewichtige Grund. Fühlte sie sich auch nicht von Liebe zu ihm hingezogen, kränkte es sie doch, sich vernachlässigt zu sehen, und verletzter Stolz machte sie bitter. Die festliche Cour ward daher auch schneller beendet, als es sonst der Fall gewesen sein würde, und bald standen die stolzen Räume des Schlosses wieder leer. Sie blieben es auch für die fernere Dauer des Tages; denn der angekündigte, lange ersehnte Hofball ward, wegen eines plötzlichen Unwohlseins der hohen Herrin, unerwartet abbestellt. Als am Abend die ganze Residenz in einem Lichtmeer schwamm, bildete das hohe, düstre Schloß mit dem Glanze von außen einen traurigen Contrast, und bot dem Aberglauben oder der frommen Speculation willkommene Gelegenheit, nahe bevorstehendes Unheil zu prophezeihen.

In ihrem geheimen Kabinete befand sich die Fürstin Juliane und unterhielt sich angelegentlich mit einem jungen Cavalier, der in ehrerbietiger Haltung vor ihr stand.

„Sie berichten mir Unglaubliches, Baron!“ sprach die Fürstin, als jener seinen Vortrag geendet hatte. „Ich kann demselben unmöglich Glauben schenken.“

Der Cavalier, dem diese Entgegnung galt, war bei der Verheirathung der Fürstin aus dem Großherzogthum mit herüber gekommen und gehörte zu ihrer nächsten Umgebung. Ohne mit einem besondern Amte bekleidet zu sein, fanden sich für den Vertrauten aus der Heimath Geschäfte der mannigfachsten Art, und erst am heutigen Tage war er von einer geheimen Reise zurückgekehrt, deren Ergebnisse er so eben vorgetragen hatte. Als seine Herrin ihre Ungläubigkeit äußerte, zuckte er leicht die Achseln und antwortete: „Ich muß, so leid es mir thut, Ew. Hoheit widersprechen. Was ich Ihnen mitgetheilt habe, ist die strengste Wahrheit.“

„Mein Gemahl war also wirklich vermählt?“

„Er war es. Und die Frucht dieser sentimentalen Ehe ist ein stummer Knabe. Indessen ist die Ehe des Fürsten vor seiner Vermählung mit Ew. Durchlaucht in aller Form getrennt worden, und trifft den Fürsten von dieser Seite her kein Vorwurf.“

„Aber er steht fortwährend mit der Geschiedenen in Verbindung, sagte man mir. Ich hörte es von mehreren Seiten. Sie selbst sagen mir, daß er eben jetzt die Reise zu ihr antrat, während ich, und mit

mir das ganze Land, ihn im Interesse einer wichtigen Staatsangelegenheit entfernt glauben."

„Ich kann Ew. Duchlaucht das Unangenehme, was meine Aussage herbeiführt, nicht sparen. Es ist mir gelungen, den Aufenthaltsort jener Dame zu erforschen, ich habe sie gesehen, sie und den Knaben. Hieße es nicht, die Gunst der angebeteten Fürstin auf's Spiel setzen, ich würde sagen, sie muß eines solchen Gatten würdig gewesen sein. Kaum hatte ich mich zurückgezogen, als der Fürst kam. Es war bereits Abend; er blieb bis zum anbrechenden Morgen. Dann bestieg er den bereitstehenden Reisewagen. Nichts Fürstliches war daran zu sehen, der unbedeutendste Privatmann kann nicht einfacher reisen. Uebrigens hatte ich ziemlich sicher vernommen, daß die Reise direkt hier gehen würde, und ich kann nicht begreifen, wodurch die Ankunft des Herrn verhindert sein kann."

„Und von ihr sprechen Sie nicht weiter?" fragte die Fürstin, welche die letzte Mittheilung ihres Cavaliers kaum beachtet hatte. War auch in ihrem Herzen keine Liebe für ihren Gemahl vorhanden, so war sie doch Weib genug, um sich über die Neigung zu ärgern, die er einer Andern zuwandte, und die Fürstin Juliane ward in diesem Augenblicke die unversöhnlichste Feindin der unglücklichen Sara.

„Durchlaucht, jene Dame ist Ihnen am Ende wenig gefährlich . . . .“

„Herr Baron!“ sagte die Fürstin erglühend, und der junge Mann erschrak heftig vor seiner unvorsichtigen Aeußerung. Er sah ein, daß die Fürstin sich verletzt fühlen mußte, da sie mit jener Frau auf eine Stufe gestellt ward. Auch sollte er sogleich die Folgen seiner Unbesonnenheit empfinden, denn die Fürstin sagte mit eisiger Strenge: „Ich denke, Sie überschreiten die Ihnen ertheilte Vollmacht, indem Sie Angelegenheiten zu berühren wagen, deren Vermittlung Ihnen nicht im Entferntesten aufgetragen war. Sie sind entlassen.“

Der junge Mann entfernte sich, äußerst bestürzt über den Zorn seiner Gebieterin, die ihm bisher nur freundliches Wohlwollen gezeigt hatte, und ließ diese in einer sehr unangenehmen Stimmung zurück, die noch anhielt, als ihr der niederländische Gesandte gemeldet wurde, den sie auf der Stelle annahm.

Um diese Gunst erklärlich zu finden, ist zu sagen, daß an dem großherzoglichen Hofe das innigste Bündniß mit den General-Staaten bestand, und daß der Großherzog seine Tochter daher angewiesen hatte, all' ihren Einfluß bei ihrem fürstlichen Gemahl anzuwenden, um dessen Sympathieen ebenfalls für jenes Land zu wecken, indem man durch diese Tripel-Allianz einer andern

Macht des Nordens einen festen Damm entgegenzusetzen hoffte. Dieses Vorhaben, mit welchem die Fürstin indessen nicht sonderlich vorgeschritten schien, machte natürlich eine stete, geheime Verbindung zwischen ihr und dem niederländischen Botschafter nothwendig, der eben jetzt in dem Kabinete der Fürstin erschien.

„Ew. Durchlaucht wollen verzeihen, daß ich Sie heute zu stören wage, wo Sie sich, Ihres leidenden Zustandes wegen, in die Einsamkeit Ihres Kabinetes zurückgezogen haben," sagte der Diplomat. „Indessen sind die Umstände dringend, und haben jedes kleinliche Bedenken bei mir unterdrückt."

„Reden Sie, Herr Minister!" entgegnete die Fürstin rasch. „Welche Botschaft bringen Sie? Haben Sie Nachrichten von meinem Herrn Vater?"

„Ja, Ew. Durchlaucht!" sprach der Diplomat, „und mit diesen erhielt ich auch Nachrichten von unserm Kabinete, so wie von meinem vertrauten Agenten in London. Unsere Angelegenheit steht schlecht. Es ist nur wenige Hoffnung vorhanden, den gewünschten Traktat zwischen unsern drei Ländern zu Stande zu bringen, und mit dieser Hoffnung sinken zugleich die herrlichsten Pläne und Entwürfe in den Staub. Es bleibt nur noch ein einziges Mittel . . . ."

„Und dieses Mittel?"

„Sind einzig und allein Ew. Durchlaucht.“

Die Fürstin schwieg und der Diplomat fuhr fort: „England geht langsam, aber sicher, und die Vorliebe Ihres Gemahls für jenes Land ist bekannt.“

Die Dame erröthete, denn sie wußte wohl, daß die frühere Gattin ihres Gemahls aus jenem Lande stammte. Sie fühlte den Stich des Diplomaten und trug ihn in das Schuldbuch Sara's. Jener aber fuhr fort, als sei nicht das Geringste vorgefallen: „Die Haupttriebfeder dieser ganzen Intrigue ist, — man sollte es kaum für möglich erachten, aber meine Nachrichten sind zu bestimmt, — ist ein simpler Hamburger Kaufmann, ein Herr Johannes Wellenberger, welcher der Vermittler der ganzen Angelegenheit gewesen ist. Ja, Ew. Durchlaucht, wenn wir nicht die Frucht eines jahrelangen Strebens verlieren sollen, so müssen Sie uns Ihren kräftigsten Beistand leisten. Sie müssen den Fürsten für diese Idee gewinnen, und wenn Sie es ernsthaft wollen, wird es gewiß gelingen. In Ihrer Hand liegt jetzt viel.“

„Ich vermag nichts über meinen Gemahl!“ entgegnete die Fürstin schnell, dann aber verstummte sie, das raschgesprochene Wort bereuend. Vergebens suchte sie nach einem Ausweg, um eine Aeußerung zu mildern, die für ihren Stolz zu demüthigend war, und starrte vor sich hin. Der Minister entgegnete achselzuckend:

„Dann freilich sind alle unsere Hoffnungen dahin, und was wir so schön, so freundlich uns ausmalten, erbleicht vor unsern sichtlichen Augen. Fassen Eure Durchlaucht aber Muth. Der Fürst wird nicht säumen heimzukehren. Schon die nächste Stunde kann ihn bringen. Die Agenten unserer Gegner werden nicht ermangeln, ihm zu folgen, und wenige Tage dauert es nur, daß man uns das Schauspiel einer feierlichen Unterzeichnung des englischen Traktates gibt. Hier gilt es, rasch zu handeln; gelingt es auch nicht so schnell, den Fürsten für unsern Plan zu gewinnen, suchen wir mindestens Mißtrauen gegen England in ihm zu erwecken; der Abschluß verzögert sich und wir gewinnen Zeit.“

Die Fürstin erhob sich: „Wir empfinden die ganze Wichtigkeit der uns gemachten Mittheilung und werden nicht ermangeln, den besten Gebrauch davon zu machen. Halten Sie sich überzeugt, daß Wir uns als eine treue Verbündete Ihres Landes ansehen, und aus allen Kräften dahin wirken werden, diese Sympathieen, welche zwischen den Fürstenhäusern besteht, auch den beiderseitigen Unterthanen einzuflößen.“

Sie reichte dem Minister die Hand zum Kusse und dieser entfernte sich nach einer tiefen Verbeugung, aber mit einem stillen Lächeln; denn er wußte es bereits aus langer Erfahrung von dem Hofe des Großherzogs,

daß die Prinzessin stets einen besondern Ausdruck von Hoheit annahm, wenn sie gerade sich am meisten rath- und hülflos fühlte. Er sagte sich also mit ziemlicher Bestimmtheit, daß von dieser Seite her wenig für seine Pläne zu hoffen war, und daß er eilen müsse, andere Anknüpfungspunkte aufzusuchen.

Die Fürstin Juliane blieb in der That rathlos zurück, und Thränen netzten ihre Wangen. Noch nie hatte sie einen Geburtstag so einsam, so freudenlos zugebracht, und ihr Zorn kehrte sich gegen das unglückliche Weib, das sie für die Ursache ihres Ungemaches hielt. Wäre diese Sara nicht gewesen, so würde sie ihren Gemahl ungetheilt besessen und ihn durch ihre Schlauheit besiegt haben, während jetzt das Herz über die feinsten, berechnetsten Combinationen den Sieg davon tragen mußte.

„Wenn ich sie einst mir gegenüber sähe, diese Verhaßte, die mir solches Weh bereitet!" sprach die Fürstin vor sich hin. Dann schwieg sie, aber ihre Gedanken flogen nach allen Richtungen.

Aufgeregt zog sie die Klingel, und ließ den jungen Cavalier zu sich entbieten, den sie erst kürzlich so ungnädig entlassen hatte. Er erschien in ängstlicher Besorgniß vor einem zweiten Ausbruche des Zornes seiner Gebieterin. Aber sie, die längst die Herrschaft

über sich gewonnen hatte, empfing den jungen Edelmann mit freundlichen Worten, und ertheilte ihm einen Auftrag, der ihn veranlaßte, noch vor dem anbrechenden Morgen die Residenz wieder zu verlassen.

Neuntes Kapitel.

Am andern Morgen hatte die Fürstin den Erzieher ihres Gemahls, den würdigen Reinhold zu sich bescheiden lassen. Der Greis war verwundert über diese Botschaft; denn noch nie hatte die Herrin von ihm die geringste Notiz genommen, während doch der Fürst seinen Erzieher, den treuen Führer der Jugend fortdauernd mit Achtung und Herzlichkeit behandelte. Er verneigte sich tief vor der hohen Dame, die ihn mit gnädiger Herablassung empfing.

„Ich habe mir längst eine Unterredung mit Ihnen gewünscht, ehrwürdiger Herr!" redete sie ihn an, „und ich bekenne aufrichtig, dieses thut mir Leid, es bisher versäumt zu haben, eine solche herbeizuführen, die doch für mich nur von dem größten Nutzen sein konnte."

Sie hielt einen Augenblick inne, als aber Reinhold stumm blieb, fuhr sie fort: „Ich fand hier ein neues Vaterland, das ich bereits innig liebe, das mir aber

noch zu wenig bekannt ist. Es genau kennen zu lernen und ihm dann alle meine Sorge widmen zu können, ist mein innigster Wunsch."

„Heil dem Lande, dessen Fürsten solche Wünsche hegen," sprach Reinhold. „Indem Ew. Durchlaucht einen so edlen Entschluß fassen, ahmen Sie nur dem hochherzigen Beispiele nach, was Fürst Heinrich Ihnen gibt."

Die Fürstin schien sichtbar erfreut, daß der Geistliche von selbst die Saite anschlug, die sie berührt zu sehen wünschte. Mit einem Eifer, der sie fast die angenommene Würde vergessen ließ, mittelst derer sie so gern imponirte, ging sie darauf ein. Bald war ausschließlich nur von dem Fürsten die Rede; der ehrliche Geistliche, der die feine Schlinge nicht bemerkte, die ihm gelegt worden, strömte über von dem Lobe des Zöglings, und malte mit den lebendigsten Farben. Die Fürstin hörte ihm nicht allein geduldig zu, sie ermunterte ihn sogar, ungescheut weiter zu sprechen, bis er nichts mehr zu verschweigen hatte. Als das Wort gesprochen war, ergriff ihn bittere Reue, eine Angelegenheit zur Sprache gebracht zu haben, die nach seiner Ansicht, der Fürstin ein tiefes Geheimniß war.

„Ich wußte das Alles längst," sprach die Fürstin nach einer Pause, „und dieses freut mich, es aus Ihrem

Munde bestätigt zu hören. Mein Gemahl war also vermählt? Mit einer britischen Edeldame vermählt?"

„Ja, gnädigste Fürstin! Mit einer wahrhaften Edeldame, die, wenn die Tugend allein einen Anspruch auf hohen weltlichen Rang gäbe, dem ersten Throne der Welt zur Zierde gereicht hätte."

„In der That! Bei dieser ungeschminkten Bewunderung, die Sie für jene Dame an den Tag legen, nimmt es mich um so mehr Wunder, daß Sie am lebhaftesten die Trennung dieser musterhaften Ehe betrieben haben. Oder bin ich in diesem Punkte falsch berichtet?"

„Es ist so, wie Ew. Durchlaucht sagt. Mein war das Werk der Scheidung. Wit blutendem Herzen habe ich diese Pflicht erfüllt, die ich Gott und dem Vaterlande schuldig war."

„Ich wäre neugierig zu erfahren, was gerade Sie bewegen konnte, hier handelnd einzugreifen. Konnten Sie dieses traurige Amt nicht einem Andern überlassen? Vermochte Ihr weiches Herz es über sich zu gewinnen, dem geliebten Zögling einen solchen Kummer zu bereiten? Wahrlich, ich möchte den Beweggrund kennen, der Sie bestimmte."

„Meine Pflicht als Priester war es, die höher steht, als die Pflicht, welche ich gegen einen Staubgebornen habe, und stände er meinem Herzen am nächsten: meine

höhere Liebe, die Liebe zu Gott, zu seiner heiligen Kirche, zu meinem reinen, unverfälschten Glauben. Um weltlicher Ehre und Vortheile willen hätte ich niemals ein Band zerreißen können, das mir von dem Himmel selbst geknüpft schien; aber die Kirche war in Gefahr, ihr drohte ein heftiger Schlag, und diesen mußte ich abwenden, selbst um den theuersten Preis. Es ist geschehn!"

„Verstehe ich Sie?"

„Ja, ich that es, mit tiefem Kummer, aber zugleich mit freudiger Erhebung. Wäre Heinrich mit jener Dame vermählt geblieben, er hätte sie nie als seine rechtmäßige Gattin betrachten dürfen, nach dem Gesetze hätte er als unverheirathet gegolten, und ob ihm gleich ein liebes Kind geboren wurde, er wäre doch ohne Leibeserben gestorben. Dann kam ein anderer Fürstenstamm an die Regierung; der designirte Erbe wäre der Herzog von W. gewesen, der einer andern Kirche angehört. Zwar ist mir wohl bekannt, daß der neue Fürst sich zur Landesreligion hätte bekennen müssen, aber es wäre ein Gelübde gewesen . . . . Fürstin! Oft leistet der Mund ein Gelübde wenn das Herz bereits ein anderes geleistet hat. Oeffentlich hätte jener Herrscher sich zu uns bekannt, heimlich hätte er seinem frühern Glauben jeden möglichen Vorschub geleistet. Diesen Schlag mußte ich von unserer Kirche abwenden."

Juliane war Fürstin, aber sie war auch Weib. Es ärgerte sie, nur ein blindes Werkzeug höherer Pläne gewesen zu sein. Zwar hatte sie Heinrich nie geliebt, aber sie vergab es ihm nicht, eine Andere geliebt zu haben, ja sie noch zu lieben, denn sie war durch ihre Spione gut unterrichtet worden. Gegen den Priester, der ihr offen gegenüber stand, sich seines redlichen Wollens wohl bewußt, regte sich ein bitterer Groll, und in leidenschaftlicher Erregung fragte sie: „Und hat die Kirche, die durch Sie so trefflich bedient wurde, es gut geheißen, daß die Geschiedenen nach der ihnen gebotenen Trennung den Umgang unbefangen fortsetzen? Zittert Ihre Moral nicht bei dem Gedanken, ein Verhältniß fortbestehen zu sehen, das unter den jetzigen Umständen ein doppelt strafbares genannt werden muß?"

„Fürstin, ich verstehe Sie nicht!" entgegnete Reinhold, und er sagte die Wahrheit; denn der Zweck der letzten Reise des Fürsten war ihm gänzlich unbekannt geblieben.

„Sie verstehen mich nicht! Sie wollen mich nicht verstehen! O, nein, Sie wissen natürlich nicht, daß mein Gemahl, nach wie vor, mit seiner Britin in dem freundschaftlichsten Verkehr steht, daß er ihr Besuche abgestattet hat, daß er sich in dem Augenblicke, da wir sprechen, in ihrer Behausung befindet . . . ."

„Unmöglich!"

„Setzen Sie Zweifel in meine Behauptung!" rief sie herrisch. „Wollte Gott, alle Bemühungen und Bestrebungen der Diener der Kirche wären so wahr, als die Worte, die ich zu Ihnen gesprochen. Diese Unterredung mit Ihnen hat mir auf's Neue bewiesen, wie meine Stellung an diesem Hofe ist, und daß ich sehr auf meiner Hut sein muß, wenn ich der Intrigue Stand halten will."

Sie winkte dem Geistlichen, sich zu entfernen, und überließ es ihm, sich von seinem Staunen und Schrecken zu erholen, da er auf einen solchen Ausgang der nicht erbetenen Audienz wenig gefaßt gewesen war.

Der mittelbare Gegenstand ihres Zornes hatte sich entfernt, aber dieser selbst gährte in ihrem Innern fort. Der Fürst war ihr verhaßt, noch mehr jene schuldlose Frau, die sie nie gesehen, die ihr nie irgend ein Leid zugefügt:

„Zu ihren Füßen girrt er wie ein schmachtender Schäfer; sie liebkost ihn, und Beide lachen über mich, spotten meiner und fühlen sich wohl gar weit über mich erhaben. Aber ich empfinde diese Beleidigung und werde sie rächen! Mein Zorn soll jenes Weib vernichten, die es gewagt hat, ihre Hand nach einem Ziele auszustrecken, von dem sie stets in ehrerbietiger Ferne bleiben

sollte. Sie soll es empfinden! Und er! Stellte er sich mir nicht immer dar, mit tiefem Ernst, mit philosophischer Ruhe, mit prunkenden Sentenzen, so daß ich fast Furcht empfand, wenn er sich mir nahte, und kaum den Muth hatte, mich ihm gleich zu stellen. Und doch! Aber er komme nur, und mit der tiefsten Verachtung will ich ihn empfangen. O, es ist unerhört, so getäuscht zu werden!"

Da braus'te, gleich nach diesem finstern Entschlusse, der Bote des Unheils heran. Auf schnellem Rosse stürmte ein Courier durch die Straßen der Residenz nach dem Schlosse. Als er vor dem hohen Portal anlangte, brach das Thier unter ihm zusammen, er selbst war fast bewußtlos. Man nahm sich seiner an und reichte ihm einen Becher Wein; die Nachricht, die er zum Dank für diesen Labetrunk kund brachte, war zerschmetternd, die Zuhörer stießen einen Schrei des Entsetzens aus. Einige eilten hier-, andere dorthin; mit Blitzesschnelle verbreitete sich die eingegangene Trauerpost nach allen Richtungen; aber Niemand wollte es wagen, sie der Fürstin zu überbringen.

„Ich will es thun!" sprach Reinhold, tief erschüttert von dem Ereigniß, welches er so eben vernommen. „Ich will es thun! Gott wird mir Kraft geben, es zu vollbringen!"

Er ging zu den Gemächern der Fürstin. Erst auf wiederholtes, dringendes Mahnen und Bitten wurde er vorgelassen. Sie war noch in voller Erregung des Zornes, und zürnend herrschte sie den Greis an, den wenige Minuten ganz verwandelt hatten, und der es nicht vermochte, der Thränen sich zu erwehren, die sich aus seinen Augen hervordrängten.

„Wie durften Sie, nach der kaum unter uns beendeten Unterredung es wagen, aufs Neue vor mir zu erscheinen?"

„Gerade um dieser Unterredung willen. Aber ehe ich es wagen darf, Ew. Durchlaucht die Ursache meines Kommens mitzutheilen, erbitte ich mir eine Gnade."

„Sie? Von mir?"

„Ich bin mir bewußt, stets nach der Pflicht zu handeln und Gott vor Augen zu haben; allein ich bin auch ein schwacher Mensch und leicht ist ein Fehltritt begangen. Wenn ich daher vorhin, freilich unwissentlich, irgend etwas gethan und gesprochen habe, was mir das Mißfallen meiner Fürstin zugezogen hat, so bitte ich hiermit demüthig, es mir zu vergeben mit christlicher Liebe."

Die Fürstin schwieg.

„Und nun ich mich, um meiner irdischen Schwäche vor Ihnen gedemüthigt, flehe ich Ew. Durchlaucht an,

die schwerkränkenden Worte zurückzunehmen, welche Sie gegen Ihren Herrn und Gemahl ausgestoßen haben. Lassen Sie den Geist der Liebe und Versöhnung in Ihrem Innern lebendig werden, und denken Sie, daß die ewige Barmherzigkeit und Milde niemals auf sich warten läßt, wenn wir ihrer bedürfen."

„Nein!" sagte die Fürstin hart.

„Sehen Sie mich zu Ihren Füßen, Fürstin! Diese Kniee, die sich bis heute nur vor Gott beugten, beugen sich jetzt vor Ihnen. Geloben Sie sich, um Ihrer selbst willen, Vergessenheit, und gedenken Sie Ihres Gatten in christlicher Liebe!"

„Zu kühn wird dieses Possenspiel! Soll ich mich von einem heuchlerischen Pfaffen beherrschen lassen? Soll ich das Spielwerk seiner Launen sein? Ja, wisse es, ich sehne mich nach der Heimkehr des Fürsten; aber nur um ihn meinen Zorn, nein, meine Verachtung fühlen zu lassen, und dann eine Rache zu nehmen, die ihn schwer treffen soll."

Der Priester hatte sich erhoben und sagte mit erhobener Hand: „Sie werden es nicht! Ohnmächtig ist Ihr Zorn!"

„Unerhört!"

„Fürst Heinrich gibt bereits einem höhern Richter Rechenschaft von seinem irdischen Wandel. Ich wollte

Ihr Herz zur Milde und Versöhnung stimmen, bevor ich Ihnen das Leid meldete, das dieses Land betroffen hat. Die Hand des Herrn trifft Sie schwer: Ihr Gatte ist todt!"

„Todt!" schrie die Fürstin entsetzt. „Todt! — Ja dann!" Sie war leichenblaß geworden, Fieberfrost durchrieselte sie.

Reinhold erhob betend die Hände: „Herr, der Du über Wolken thronst, und die Geschicke der Menschen förderst nach Deiner unendlichen Weisheit! Gib Kraft denen, die ihrer bedürfen; mir aber gib eine baldige Erlösung, denn nach diesem Schlage vermag ich nicht länger fortzuwirken zu Deiner Ehre!"

Eine tiefe Stille herrschte zwischen der von dem Unerwarteten hart getroffenen Fürstin und dem vor Schmerz gebeugten Priester. Da vernahm man im Vorsaal Geräusch; man harrte, welchen Erfolg die Botschaft des Priesters gehabt haben würde.

„Draußen vernahm ich Tritte! Fassen Sie sich, Ew. Durchlaucht. Es werden die Herren des Staatsrathes sein. Ich nehme in dieser Trauerstunde Abschied von Ihnen; mit dieser Minute hört mein Wirken in der Welt auf, ich ziehe mich in die Stille des Klosters zurück. Gott segne Sie und Ihr Kind, dem in der Wiege schon die Last einer Krone zu Theil wird. Gott er-

leuchte Sie und gebe Ihnen Kraft. Dies ist mein aufrichtiger Wunsch."

Reinhold entfernte sich, und nach einigen Augenblicken traten die Minister ein. Die Fürstin empfing sie mit ruhiger Würde und blieb mit ihnen in geheimer Berathung zusammen.

Mit Blitzesschnelle flog die Nachricht von dem Tode des Fürsten durch die Residenz. Der Eindruck war tief; denn der junge Herrscher war von seinen Unterthanen, gleich seinem Vater, innig geliebt worden. Man fragte nach den Einzelnheiten und erfuhr nur, daß der Fürst auf seiner Reise in die Heimath, kaum diesseits der Grenze, von einem Schlagflusse getroffen sei. Die einzelnen Ereignisse weiter auszumalen, werde nicht gefordert. Als die theure Leiche eintraf, wurde sie mit Thränen empfangen und in der fürstlichen Gruft beigesetzt.

Fürstin Juliane handelte mit festem Sinne, wie die Umstände es ihr geboten. Sie ernannte einen Regentschaftsrath, der bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes die Regierungsgeschäfte leiten sollte, und stellte sich an die Spitze desselben. Ihre ersten Schritte zeugten von einem festen, unbeugsamen Willen, aber auch von Liebe zur Gerechtigkeit und von dem redlichen Streben, Gutes zu fördern und zu thun. Das Land harrte und hoffte.

Zehntes Kapitel.

Wie ein Blitz aus heitern Höhen traf die Nachricht von dem Ableben des Fürsten die unglückliche Sara. Sie war niedergeschmettert. Erst noch vor wenigen Tagen hatte sie ihn begrüßt in Fülle der Kraft, und nun — sie verlor den treuen, bewährten Freund, Edmund den sorgsamen, liebenden Vater; er war nichts als eine arme, hülflose Waise, darauf angewiesen, sich mit eignen Kräften und Mitteln, so gut es gehen wollte, durch die Welt zu schlagen. Sie hatte für ihren Liebling eine Zukunft voll Glück und Freude ersehnt, erträumt, und mußte sich jetzt glücklich preisen, wenn ihm das bescheidenste Loos im Verborgenen fiel.

„Mein armer Edmund!" sprach sie und schloß den schmeichelnden Knaben bewegt in ihre Arme. „Sie, die Stolze, die Herrische, wird nichts für Dich thun, sie wird eher, fürchte ich, Dich kränken und verfolgen. Du hast Niemand auf der Welt, als eine unglückliche Mutter, die nichts für Dich thun kann, als weinen und beten!"

Edmund liebkoste die Mutter, als wollte er sie trösten in ihrem Schmerz; sie beugte sich über ihn und weinte still.

Ein Scharren auf der Schwelle weckte sie aus ihrem Hinbrüten; sie sah auf und gewahrte einen stämmigen Burschen in der Matrosenjacke, der den Hut in beiden Händen haltend, sich linkisch verbeugte.

„Ei spare Sie Gott gesund, meine liebe Madame!" begann der Bursch. „Bin mit des Himmels Hülfe glücklich von Amerika wieder angelangt und wollte mich doch hier zeigen bei Ihnen und dem kleinen Edmund."

Edmund hörte nicht sobald seinen Namen nennen, als er dem jungen Seemanne entgegeneilte und ihn in großer Aufregung umschlang; der Knabe war kaum zu beruhigen. Sara trocknete schnell ihre Thränen und sagte freundlich: „Willkommen, Emanuel! Sieh nur, wie der Knabe sich freut; er hat Dich noch nicht vergessen."

Bei diesen Worten der Mutter sah Edmund auf, er schüttelte mit dem Kopfe, als wollte er antworten: „Vergessen? Nie! Nie!" und umarmte seinen Freund und Retter von Neuem.

„Ich habe denn auch, meine liebe Madame, mit Ihrer Erlaubniß, für den Jungen da allerhand Kleinigkeiten mitgebracht, wie sie der Seemann an fremden Küsten findet; denke wohl', Madame wird nichts dagegen haben, und der Edmund wird sich freuen." Damit begann er aus Hut und Taschen eine große Anzahl

glänzender Muscheln und Steine zu holen und vor dem Knaben auf dem Tische in Parade aufzulegen, der vor Verwunderung die Hände zusammenschlug und seine Freude durch Hüpfen und Springen zu erkennen gab.

Wie der große und der kleine Knabe sich in ihr Spiel vertieften, beschlich Sara ein Gefühl der Bitterkeit: „Das ist das Loos eines Fürstensohnes; so muß er seine Freuden, so seine Freunde wählen, und ....“ Nein, sie dachte den Gedanken nicht zu Ende, und als wollte sie sich selbst für ihre Ungerechtigkeit strafen, trat sie zu Emanuel, reichte ihm die Hand und sagte mit dem herzlichsten Tone ihrer Stimme: „Ich danke Dir, mein lieber Emanuel, für die Freude, die Du meinem Edmund machst. Es ist schön von Dir, daß Du in der Ferne seiner gedacht hast; er wird es Dir nie vergessen.“

„O, Madame, das ist nichts, das ist gar nichts!“ stotterte der junge Seemann verlegen. „Das will wenig bedeuten. Das liebe Gut liegt am Strande, und man braucht es nur in die Tasche zu stecken. Aber es ist mir doch lieb, daß es Ihnen recht ist. Und das gibt mir Courage, denn ich habe da noch . . . .“ Er faßte in den Hut und brachte eine aus der Rinde einer Cocusnuß geformte Trinkschale zum Vorschein, die mit silberner Einfassung verziert war.

„Sehen doch Madame das Ding einmal an: solche Nüsse haben sie dort zu Lande, wo ich gewesen bin. Der Kern ist aber schon heraus. Sie brauchen sie dort, um daraus zu trinken, ich aber dachte, man könnte sie hierorts auch dazu gebrauchen, und es würde mir eine große Ehre sein, wenn Madame es ab und zu auch versuchen wollte; Sie würden dabei immer an einen armen Burschen denken, der Ihnen sein Fortkommen in der Welt zu danken hat, und mit nichts vergelten kann, als mit dem guten Willen."

„Ich danke Dir für Dein Geschenk, Emanuel, und will es Dir zum Andenken aufheben," sprach Sara gütig. „Aber nun erzähle uns doch, wie es Dir ergangen ist, und ob Du mit dem Stande zufrieden bist, den Du Dir selbst erwählt hast."

„Das will ich meinen!" rief Emanuel aus. „Es mag vielerlei Art und Weise geben, wie man auf der Welt sein Brod verdienen und dabei zu Ehren und Würden gelangen kann; ich aber kann mir nichts Schöneres denken, als das Leben zur See, und der beste Stand, den ich auf Erden kenne, ist der, auf einem stattlichen Schiffe Meister des Kabelgats zu sein. Dahin denke ich es denn auch noch mit Gottes Hülfe zu bringen."

Er begann nun fröhlich zu erzählen und hatte an Sara und Edmund aufmerksame und theilnehmende Zu-

hörer. Bereits schwamm er auf hoher See, sah die ferne Küste aus der blauen Flut emportauchen und wollte eben die seltsamen Wunder, die er gesehen, schildern, als er durch den Eintritt des Herrn Johannes Wellenberger unterbrochen ward.

„Bitte zu entschuldigen, daß ich so gerade zu hereintrete, aber ich fand keinen Dienstboten vor und meine Zeit ist sehr gemessen; auch ist die Nachricht, die ich bringe, von Wichtigkeit, und da wollte ich denn mit Eurem Wohlnehmen gebeten haben, mir einige Augenblicke Gehör zu schenken."

„Ich bin bereit!" antwortete Sara, nicht ohne Befangenheit, denn sie glaubte es dem alten Wellenberger anzusehen, daß er nichts Erfreuliches bringe.

„Wollte auch," fuhr Jener fort, „darauf aufmerksam machen, daß es besser sein möchte, mich ohne Zeugen anzuhören."

„Gewiß!" fiel Sara hastig ihm in die Rede, und hieß Emanuel sich mit dem Knaben entfernen, später aber wiederzukommen und seine Erzählung zu beenden, dann ließ sie sich nieder und sagte: „Redet! Gott wird mir Kraft geben, das zu tragen, was über mich verhängt ist."

„Ich will nicht daran erinnern, welch ein harter Verlust Euch betroffen hat, edle Frau, sondern nur

auf die Folgen aufmerksam machen, die derselbe für Euch herbeiführen wird, ja bereits herbeigeführt hat. Ich bin der Verwalter Eurer Angelegenheiten gewesen, und Ihr werdet mir das Zeugniß nicht versagen können, daß ich es mit Treue und Fleiß gewesen bin, und das Vertrauen Sr. Durchlaucht stets zu bewahren gewußt habe. Es thut mir nur über die Maaßen leid, daß ich das besagte Amt nach dem Tode des fürstlichen Herrn nicht länger fortsetzen kann."

„Und weshalb nicht, werther Herr?"

„Die Umstände verbieten es," fuhr der Kaufmann fort. „Ein Handelsmann muß bei so aufgeregten Zuständen vorsichtig sein. Was ihm zu einer Zeit Lob und Vortheil brachte, bringt ihm zu einer andern Schaden und üble Nachrede. Derentwegen bitte ich, daß mir gestattet werde, die Verwaltung des mir anvertrauten Vermögens niederzulegen und zu Dero Disposition zu stellen. Die nöthigen Vorkehrungen habe ich getroffen, und die Uebergabe kann morgen geschehen, wenn die edle Frau sich entschließen wird, den Sachwalter, den ich ihr vorschlage, anzunehmen. Der Mann ist solide, treu wie Gold und wird, da er nicht zu dem Commerzio gehört, von den politischen Vorfällen des Tages weniger berührt."

„Bleibt mir eine Wahl? Ich bin bereit, mich Eurem Vorschlage zu fügen."

„Das freut mich," sagte der Kaufmann, „und ich bin festiglich überzeugt, daß Ew. Gnaden dabei nicht schlecht fahren werde. So trete ich denn jetzt vor der Welt von Ew. Gnaden zurück, was ich aber in der Stille zu Eurem und Eures Kindes Besten beizutragen vermag, das soll redlich geschehen. Darum habe ich auch bereits meinem Herrn Nachfolger, für den Fall, daß Ihr ihn autorisiren würdet, ersucht, bei nächster günstiger Gelegenheit die dänischen Kammerbriefe loszuschlagen; denn es ist keinen Augenblick zu bezweifeln, daß diesem Papier eine ungünstige Conjunctur bevorsteht, von wegen der Wirrnisse, die zwischen diesem Lande und den Beherrschern von Rußland und Schweden ausgebrochen sind."

„Ich verstehe wenig von diesen Dingen."

„Um so nöthiger ist also ein treuer Rathgeber," sprach Herr Johannes, „und Ihr müßt denselben wohl in Ehren halten. Wenn ich Euch also jetzt sage" — hier hielt er einen Augenblick inne, sich nach allen Seiten umsehend, und fuhr dann mit gedämpfter Stimme fort: „wenn ich Euch sage, daß Euer fernerer Aufenthalt an diesem Orte nicht besonders zuverlässig mehr ist, so thue ich eigentlich mehr, als ich nach der Klugheit sollte, aber ich thue es, um der Hochachtung willen, die ich für Euch hege."

„Weh mir! Was ist das?"

„Bitte die edle Frau sehr, Ihr Staunen leiser auszudrücken, sintemal ich nicht darauf schwören möchte, daß ein Verräther in dem Bereiche unserer Stimme sei. Habt Ihr nicht gehört, daß die jetzt regierende Fürstin Juliane Kenntniß von Eurem Dasein hat, so erfahrt Ihr es heute durch mich. Sie hat Euch mit Spionen umgeben, die Alles erkundschaftet. Glaubt Ihr, daß sie einer Dame besonders freundlich sein wird, die ihr das Herz des Gatten entzog? Sie kennt die letzte Zusammenkunft, welche Ihr mit Eurem frühern Gemahl hattet; meint Ihr, sie werde Euch dafür auf Rosen betten? Also fort! Euer Gemahl hatte es mit dem kleinen Edmund wohl im Sinn, und wollte gleich nach seiner Rückkehr in die Residenz für dessen Zukunft sorgen. Er ist aber nicht dahin zurückgekehrt und hat seine menschenfreundliche Absicht nicht erfüllen können. Ihr seid also von dieser Seite aller Hoffnung bar, im Gegentheil von mancherlei Mißgeschick bedroht; denn das Weib bleibt — mit Vergunst — ein Weib, ob sie nun eine Fürstin oder eine Bettlerin ist. Darum laßt Euch Gutes rathen."

„Und wohin soll ich Aermste?"

„Die Welt ist weit!" sagte Herr Johannes gleichmüthig, „und es gibt auf derselben manches stille

Plätzchen, wo man in Ruhe wohnen kann, zumal wenn man ein Vermögen besitzt, das volle Unabhängigkeit sichert. Ihr seid eine Engländerin . . . ."

„Nein, nicht nach England."

„Schade, daß dies nicht sein kann. England ist ein sehr respectables Land und gerade für Euch eine Stätte, wo Ihr sicher wohnen könntet. Aber ich kann es Euch andererseits nicht verdenken, daß Ihr jenes Land, das Euch geboren hat, und wo Ihr so viele Bekannte, ja selbst Verwandte treffen müßtet, nicht als Ziel Eurer Zurückgezogenheit wählen mögt. So schlage ich Euch denn Spanien vor. Ein Schiff unter dänischer Flagge geht in diesen Tagen dahin ab, und wird vorerst in Cadix landen. Dorthin gebe ich Euch Empfehlungsbriefe an achtbare Häuser und zweifle keinen Augenblick, daß Ihr daselbst in aller Ruhe und Zurückgezogenheit leben werdet, wie Ihr es Euch nur irgend wünschen könnt."

„So soll ich auch von der letzten Freistatt mich verbannen? . . . ."

„Weil sie eine Freistatt zu sein aufhört!" sagte der Kaufmann bestimmt. „Ihr seid klug und weise, und werdet das wählen, was Ihr für das Beste haltet. Mein Rath dabei ist der, daß Ihr nicht unterlaßt, das pro und contra gehörig gegeneinander abzuwägen. Mor-

gen bei der Uebergabe des Vermögens werde ich Euch noch einmal sehen, und dann vernehmen, ob es mir vergönnt ist, Euch in dieser Angelegenheit den letzten Dienst zu leisten."

Der Kaufmann entfernte sich und ließ Sara in der größten Bekümmerniß zurück. Welche schwere Verluste hatte sie nicht bereits erlitten, und welche standen ihr noch bevor! Ein gränzenloser Schmerz durchwühlte ihre Brust; sie wollte ihn gewaltsam niederkämpfen, aber es gelang ihr nicht. „Heinrich! Heinrich!" rief sie aus. „Dahin kam es, und wohin wird es noch kommen?" Ihre Augen strömten über von bittern Leidensthränen, und sie sank in die Kissen ihres Ruhebettes, dem Gram und der Verzweiflung preisgegeben.

Eine geraume Zeit war vergangen, Emanuel hatte sich ein Paar Mal mit Edmund gezeigt, wenn er aber gewahrte, daß seine Gönnerin noch in ihrer trostlosen Lage verharrte, zog er sich schweigend wieder zurück. Jetzt aber vernahm man leichte Schritte im Vorsaal, sie näherten sich dem Ruhebette, und Sara vernahm eine bekannte Stimme, die ihr zuflüsterte: „Schlaft oder wacht Ihr, holde Schöne?"

Erschreckt fuhr Sara auf, und sah den jungen Herrn Adrian van Kraag vor sich stehen. Sie winkte ihm ›it der Hand, sich zu entfernen.

Adrian van Kraag blickte in das blasse Leidensgesicht der Dame, die umsonst in Gegenwart des Fremden sich zu fassen suchte, und wich zurück: „In der That, einen solchen Anblick vermuthete ich nicht, sonst würde ich es mir nicht erlaubt haben, einzutreten. Diese ungewöhnliche Aufregung, worin ich Euch, meine schöne Dame, finde, gibt mir die Ueberzeugung, daß Euch irgend Etwas, besonders Unglückliches, widerfahren sein muß, und ich biete Euch von ganzem Herzen meine Dienste an. Hätte es vielleicht irgend Jemand gewagt, Euch zu beleidigen, so sagt es mir, und er soll der gebührenden Züchtigung nicht entgehen."

„Nein, o nein!"

„Ich weiß, meine edle Frau! Ihr bedürft eines Beistandes, der Euch mit Rath und That zur Hand ist, und nöthigenfalls auch den Muth hat, das Schwerdt für Euch zu ziehen. Laßt mich diesen Ritter sein."

Sara erhob sich mit Hoheit: „Welche Vorgänge berechtigen Euch zu einem solchen Erbieten?"

„Bitte Euch, edle Frau, verharrt auf Eurem Platze. Ihr sprecht von Vorgängen. Aber doch wohl nur insofern, als Ihr Euch wundern könnt, daß sie mir bekannt sind. Bitte, erinnert Euch, wer mich bei Euch eingeführt hat. War's nicht derselbe achtbare Handels- und Börsenherr, der Euch vor ungefähr einer Stunde

verließ, nachdem er Euch keineswegs angenehme Eröffnungen machte? Hat nicht dieser ehrsame Herr Wellenberger tausend Verbindungen mit den Niederlanden, wie er Euch sagte, und bin ich nicht niederländischer Seeofficier und der Sohn des Präsidenten? Hiernach muß Euch doch klar werden, daß mir nichts, was Euch betrifft, unbekannt sein kann."

„So war ich mit Verrath und Verräthern umgeben!" rief Sara aus.

„Das wart Ihr nicht; erlaubt mir, Euch die ganze Sache klar zu machen. Ein Zufall führte mich vor geraumer Zeit in diese Gegend; ein Zufall ließ mich Euch im Garten entdecken. Ich blieb erstaunt stehen vor dem Unerwarteten; denn, sagt selbst, wie konnte ich in diesem abgelegenen Fischerdörflein hoffen, eine solche seltene Schönheitsperle zu entdecken?"

„Herr van Kraag!"

„Nochmals flehe ich Euch an, laßt mich zu Ende reden. Ist es beleidigend, daß ich Euch schön finde? Ich hatte Euch gesehen, und wußte nicht, wie mir geschah. Mein Herz gehörte Euch, meine Ruhe war unwiederbringlich verloren. Wer waret Ihr? Wer war so glücklich, Euch anzugehören? Das mußte ich ergründen, es koste, was es wolle. Den Zufall gab ich auf und handelte besonnen. Ich entdeckte, daß Herr Johan-

nes Wellenberger Euer Vertrauter sei, und von ihm erfuhr ich das Uebrige."

„Unmöglich!"

„Es ist, wie ich sage. Herr Wellenberger ist Kaufmann, wie alle sind. Er hat Euch nach seiner Weise so ehrlich behandelt, als nur immer möglich, und weiß sich nicht wenig damit. Aber die Conjuncturen haben sich geändert; da er Euch fernerhin nicht reel behandeln kann, und Euch nicht betrügen will, so sagt er Euch das offen und zieht sich zurück. Das ist mehr, als Ihr von einem solchen Manne fordern könnt. Er wird Euch statt seiner einen Nachfolger vorschlagen, der Eure Gelder verwaltet, für Euch Interessen erhebt und die Bedürfnisse Eures Hauswesens besorgt. Aber das ist nicht genug, Ihr bedürft eines Beschützers, eines Freundes...."

„Kann nichts Euch bewegen, diesen Auftritt zu enden?"

„Nur noch wenige Worte, dann mögt Ihr entscheiden. Ich sah Euch und liebte Euch innig, aber ich schwieg; ich verbarg meine Leidenschaft, denn ich wußte, Ihr hieltet Euch nicht für frei. Die Ehe, worin Ihr lebtet, war aufgelöst, mit Eurer Zustimmung aufgelöst. Zwar hatte der Mann Eures Herzens sich anderweitig vermählt und lebte fern von Euch im fürstlichen Palaste; aber er lebte doch, und eine Schwärmerin, wie Ihr,

konnte sich noch immer gebunden glauben. Allein jetzt ist auch der letzte Vorwand geschwunden, der Eure Zurückgezogenheit vor der Welt rechtfertigt, einer Welt, worin Ihr zu glänzen bestimmt seid. Meine Liebe für Euch, die ich erstorben wähnte, weil ich sie mit Gewalt unterdrückte, ist mit erneuerter Stärke erwacht, und ich vermag nicht länger zu schweigen. Ja, edle Frau, ich liebe Euch, und kenne nichts Höheres, als mich des Besitzes Eures Herzens und Eurer Hand stets würdiger zu machen."

„Diesen Antrag mir?"

„Ja! Euch! Erstaunt Ihr? Mag sein, daß hundert Andere sich in diesem Falle bedacht haben würden; allein meine Liebe ist zu groß, um ein kaltes Bedenken zu erregen; ich setze mich über alle Vorurtheile hinweg, und biete Euch meine Hand. Wie vorurtheilsfrei auch Euer Verhältniß gewesen ist, die Welt urtheilt doch anders. Aber ich verachte jenes Urtheil und decke Alles mit dem Glanze meines Namens zu."

„O, mein Gott, mein Gott!" schluchzte Sara; aber sie vermochte dem bittern Gefühl, das in ihr erwachte, keine Worte zu geben; sie barg ihr Angesicht in die Kissen des Ruhebettes und weinte still.

Adrian van Kraag deutete diese Thränen zu seinen Gunsten; er näherte sich ihr und fragte schmeichelnd:

„Darf ich die Erfüllung meiner Wünsche hoffen? Werdet Ihr das ersehnte Wort sprechen? Bedenkt es wohl, ich bitte Euch sehr. Meine Stellung in der Welt, meine Familie, mein Vermögen, sind drei Dinge, die sich Eurer Schönheit, Eurer Liebenswürdigkeit und Eurer Tugend wohl entgegensetzen lassen. Nun, schöne Sara, darf ich bald hoffen, das beglückende Ja von Euren Lippen zu vernehmen?"

Er ergriff ihre Hand, um sie an seine Lippen zu führen, aber sie entzog ihm dieselbe und rasch sich erhebend, sprach sie ernst: „Ich ersuche Euch, Herr van Kraag, mich sogleich zu verlassen."

„Wie?"

„Ich bitte Euch darum! Ich verlange es, und wünsche, daß nie mehr ein ähnliches Wort an mich gerichtet werde."

„Ihr weist meinen Antrag zurück?"

„Jetzt und immer!"

„Schlagt die ehrenvolle Verbindung aus, die ich Euch antrage?"

„Wie ehrenvoll dieser Antrag Euch erscheinen mag," fuhr Sara fort, „mich reizt er nicht."

„Abgewiesen!" rief Adrian van Kraag, und eine glühende Röthe bedeckte sein Gesicht. Je weniger er in seiner gränzenlosen Eitelkeit eine solche Antwort erwartet hatte, um so mehr mußte sie ihn aufregen. Er war verstört und wußte nicht, was er antworten sollte.

„Es thut mir leid, Euch diesen Bescheid ertheilen zu müssen," entgegnete Sara sanft. „Tragt Ihr Euer Schicksal, so gut Ihr es vermögt; es wird leichter sein, als das meinige."

„Ihr werdet also nicht meine Frau!" sprach Adrian, und ein boshaftes Lächeln spielte um seinen Mund. „Gut, meine theure Donna. Glaubt aber nicht, daß ich meine Ansprüche auf Eure werthe Person aufgebe. Die Liebe, die Eure Schönheit mir eingeflößt hat, ist zu mächtig, als daß sie so schnell wieder verfliegen sollte. Ich liebe Euch, Ich werde Euch ewig lieben, und Ihr müßt mein werden trotz allen Teufeln!"

„Welche Sprache erlaubt Ihr Euch in meiner Gegenwart, Herr van Kraag?" fragte Sara entrüstet. „Ich befehle Euch, mich sogleich zu verlassen."

„Und Ihr könnt zugleich einen körperlichen Eid darauf ablegen, daß ich diesem Befehl keine Folge leisten werde!" entgegnete Jener scherzend. „Ei, was für ein schlechter Jägersmann müßte ich sein, wenn ich ein so kostbares Wild entschlüpfen ließe, das ich mit meinen Netzen umstellt habe."

„Ihr wagt das Unerhörte!" sagte Sara verächtlich. „Glaubt Ihr, ich fürchte die rohe Gewalt?"

„Hierauf muß ich meinerseits erwiedern: ich weiß es nicht. Aber seid außer aller Furcht, meine schöne

Dame; wie kann wohl, Euch gegenüber, von roher Gewalt die Rede sein? Bedarf es deren? Warum soll ich mir mit Gewalt ertrotzen, was mir ohnehin werden muß? Bitte Euch, beste Frau, erzürnt Euch nicht auf's Neue, sondern zwingt Euch, die Dinge für einen Augenblick zu betrachten, wie sie wirklich sind. Euer Loos hat sich seit kurzem sehr verschlimmert, es wandelte sich, wie die Poeten sagen, der Tag in Nacht. Euer großer Beschützer ist gestorben, ohne seine Pflichten gegen Euch und Euer Kind in ihrem ganzen Umfange erfüllt zu haben. Es sollte gerade geschehen, als er starb. An seine Stelle ist eine mächtige Feindin getreten. Die Fürstin Juliane, die von Euch und Eurem Verhältniß zu Ihrem Gemahl Kenntniß hat, vergibt es Euch nie, daß der Fürst Euch liebte und sie nicht. Ihr steht allein, waffenlos einem gefährlichen Feinde gegenüber. Die Folgen dieses Ereignisses zeigen sich schon; Eure Freunde fallen von Euch ab, die Besucher sind aus Eurem Hause verschwunden, und selbst der ehrsame Herr Johannes Wellenberger, das Muster republikanischer Strenge, läßt Euch fallen in Folge eines Allerhöchsten Winkes. Euer Besitzthum ist nicht bedeutend genug, um Euch eine anständige Existenz, Eurem Sohne in Zukunft eine Stellung im Leben zu sichern. Hier deutet man Euch an, daß die bisher gewährte Freistatt für Euch keine

mehr sein werde, daß Ihr hier nicht bleiben könntet, ohne täglich, stündlich, einen Verrath fürchten zu müssen, und Ihr werdet gezwungen sein, den Pilgerstab zu ergreifen, um eine neue Heimath zu suchen."

„Ihr malt fürchterlich wahr. Aber mein Vertrauen auf Gott ist unendlich. Er wird mich schützen vor meinen Feinden."

„Dieser Schutz ist Euch nahe gewesen; ich bot ihn Euch mit meiner Hand. Ihr wieset mich ab."

„Läßt sich Neigung erzwingen?"

„Mag sein, sie offenbart sich nur freiwillig. Aber Euch hätte die Klugheit lehren müssen, einen geringen Zwang zu tragen, um eines gewissen Glückes jetzt und für die Zukunft theilhaftig zu werden. Ihr habt es nicht gethan. Ihr habt mich abgewiesen, und ich werde diesen Schimpf nicht gleichgültig ertragen."

„Ihr seid ein Edelmann!"

„Weil ich es bin! Genug der Worte. Ihr müßt Euch eines Bessern besinnen, Ihr werdet es. Meiner unsinnigen Liebe zu Euch dankt es, daß ich Euch noch eine Bedenkzeit von drei Tagen lasse, ob Ihr meine Gattin werden wollt. Bedenkt wohl, was Ihr zu verlieren, was zu gewinnen habt. Ich verlasse Euch jetzt, um Euch Zeit zur Ueberlegung zu gönnen. Erwiedert meine heiße Liebe, schöne Sara, und Ihr

sollt es wahrlich nicht bereuen. Also drei Tage Bedenkzeit."

„Es bedarf dieser Zeit nicht; es bedarf nicht einer Stunde, und gleich jetzt sage ich es Euch, daß ich Euch nicht lieben kann, nie lieben werde, und nie die Eurige sein will. Eure Drohungen aber, Euer kindisches Toben, Eure ohnmächtige Wuth verachte ich."

Adrian van Kraag erblaßte. „Ha, genug und über genug, um Euch in mir einen unversöhnlichen Gegner zu erwecken. Jetzt sei Euch Rache geschworen, und ich will den Schwur in dieser Secunde mit einem Kusse auf Eure schönen Lippen besiegeln!"

Er eilte auf sie zu; lautschreiend flog sie zur Thür. Adrian vertrat ihr den Weg: „Gebt Euch keine Mühe. Mir zu Liebe hat Eure Dienerschaft sich die Ohren mit Baumwolle verstopft; sie hört Euch nicht, Ihr mögt rufen, so lange Ihr wollt!"

„Barmherzigkeit des Himmels! Ist Niemand hier, der mich vor diesem Rasenden beschützt?" Ihr Blick fiel durch's Fenster auf einen kleinen Bowlinggreen, wo Emanuel und Edmund spielten. Sie stürzte nach dem Fenster, drückte es auf und rief: „Emanuel!" Es war ein Ruf, laut und durchdringend. Der Gerufene horchte auf; er sah die angstvolle Geberde seiner Beschützerin, und des Knaben nicht achtend, flog er dem Hause zu.

„Das soll Euch nicht gelingen, mir ungeküßt zu entwischen!“ rief Adrian van Kraag. „Ich erhalte von Euch dies, wie alles Andere!“

Er war ihr nahe, und sie nicht im Stande, ihm zu ertrinnen; weinend, flehend, mit ausgestreckten Armen sank sie auf die Kniee, und Adrian neigte sich um sie aufzuheben.

„Berührt mich nicht!“ schrie sie in Todesangst, und zu gleicher Zeit fühlte sich Adrian von starker Hand im Genick gepackt und weit weggeschleudert. Zwischen Beiden stand Emanuel.

„Ich danke Dir, mein Freund!“ sprach Sara erschöpft.

„Höll und Teufel!“ schrie Adrian sich von seinem Sturze aufraffend. „Welcher Hund wagt es, seine Hand an mich zu legen?“

Sara war ohnmächtig auf ihr Ruhebett gesunken. Emanuel stellte sich schützend davor und sagte kaltblütig zu Adrian: „Ich, Herr! Soll ich Euch Gutes rathen, so seht Euch vor! Der Hund, wie Ihr mich nennt, hat scharfe Zähne, und fürwahr, ich packe ernsthaft an, wenn Ihr noch einmal wagt, dieser Dame auch nur mit einem lauten Worte zu nahe zu treten.“

Adrian van Kraag sah scharf auf den vor ihm

stehenden Seemann, und rief sich denselben in das Gedächtniß zurück. Plötzlich brach er in ein teuflisches Lachen aus: „Ha! Ha! Ha! Herenbootsmann! Der Herenbootsmann!"

„Das ist der Name, den ich Eurer Niederträchtigkeit zu danken habe!" entgegnete Emanuel. „Er hat sich weit genug verbreitet, und jedes Mal, wenn ich ihn höre, denke ich an Euch. Ihr seid mir also nicht fremd geworden, und könnt sicher darauf rechnen, daß Ihr, für den Fall Eures unziemlichen Betragens, gerade so von mir behandelt werden sollt, als da ich Euch den Stein an den Kopf warf, den ich für die Taufgebühr bestimmt hatte."

Adrian war in großer Aufregung. Jeden Augenblick wechselte er die Farbe und man sah es ihm an, wie er sich anstrengte, um seiner Leidenschaftlichkeit Herr zu werden. Endlich gelang es ihm, sich äußerlich einige Ruhe anzueignen; er begann einzusehen, daß er in diesem Augenblicke nichts ausrichten könne, da die Stärke seines Armes der robusten Faust des Seemannes nicht gewachsen war. Er drückte den Hut in die Stirn und sagte mit innerm Grimme: „Zum zweiten Male weiche ich vor Dir zurück, denn ich will meinen Officiersdegen nicht mit dem Blute des Bettlers besudeln. Aber wir werden uns zum dritten Male sehen, und dann sollst

Du mich kennen lernen und meiner Rache zum Opfer fallen."

Er eilte hinaus, voll Zornesgluth, die er in seiner Brust hatte ersticken müssen. Sein Blut kreiste glühend in den Adern, seine Vernunft war gefangen, er kannte nur ein Gefühl: Rache! Da begegnete ihm auf der Schwelle der stumme Edmund, der gekommen war, um seinen Spielgefährten zu suchen, und nun furchtsam stehen blieb, als er den fremden Mann mit den rollenden Augen erblickte.

„Ha! Ihr Knabe! Der Abgott ihres Herzens!" rief er aus, und verstummte, denn ein teuflischer Gedanke flog in diesem Augenblicke durch sein Gehirn. „Wenn ich . . . . dann wäre der Sieg ja gleich mein, und ich dürfte nicht um ihren Besitz kämpfen, könnte vielmehr sogleich die Bedingungen vorschreiben, unter welchen ich mich großmüthig finden lassen wollte. Oho, schöne Sara, jetzt fällt das Spiel zu meinen Gunsten aus, ich wäre ein Thor, wenn ich die Gelegenheit nicht benutzen wollte."

Er streckte seine Hand nach dem Knaben aus und riß ihn an sich. Dieser sträubte sich zwar, aber was vermochte ein Kind gegen den Mann? Schreien konnte er nicht, und die unglückliche Mutter ahnte nicht, welch' ein schreckliches Leid ihr in diesem Augenblick bereitet werde.

„Still, Bursche, still!" flüsterte Adrian dem Knaben zu, den er auf den Arm genommen hatte, und ihn den Berg hinauf trug, der sich hinter den Wohnhäusern von Neumühlen erhebt. „Schreien kannst Du nicht, was in diesem Augenblicke mir sehr lieb ist, aber hören kannst Du. So höre denn: Stellst Du Dich ungebärdig und strampfst mit den Füßen, wie eben jetzt, so werde ich Dich züchtigen und Du sollst Deine Mutter nicht wieder sehen. Bist Du aber artig, so verspreche ich Dir, daß Deine Mutter recht bald wieder bei Dir sein soll."

Der Knabe hatte dies wohl verstanden und nickte mit dem Kopfe. Von diesem Moment an war er still und geduldig, und Adrian konnte ihn ohne Beschwerde forttragen. Vor jeder Verfolgung war er sicher, denn längst barg ihn das hohe Gebüsch und Strauchwerk, womit der Berg bedeckt war. Als er oben anlangte, warf er sich in den bereitstehenden Wagen, der rasch fortrollend den Weg nach der Stadt einschlug.

Elftes Kapitel.

Allmählich kehrte Sara das Bewußtsein zurück, und mit demselben zugleich der Gedanke an die Beleidigung, die ihr widerfahren, und an die Gefahr, der sie entgangen war. „Ist er fort?"

„Ja, der ist fort!" entgegnete Emanuel, und setzte wohlgefällig hinzu: „Ich denke auch, er wird nicht sobald wiederkommen; wenigstens habe ich ihm zu verstehen gegeben, daß er nicht auf eine besonders freundliche Aufnahme rechnen könne. Er wird sich's wohl gesagt sein lassen, hoffe ich."

„Du bist ein braver zuverlässiger Freund!" sprach Sara schwach. „Bist es mir und meinem Sohne. Wie leid thut es mir, Dir Deine Hülfe nicht so vergelten zu können, wie Du es verdienst. Ach, der Mann, der es hätte können, ist nicht mehr."

„Davon Madame, müßt Ihr nicht sprechen!" sagte Emanuel rasch. „Es wird wohl eine gute Meile Zeit haben, ehe ich Euch das Alles vergelten kann, was Ihr für mich gethan habt, Ihr und der Mann, über dessen Tod Ihr so betrübt seid. Ich werde Euch ein dankbarer Diener sein, und so lange sich irgend ein Mensch in der Welt auf einen andern verlassen kann, so lange könnt Ihr auf mich bauen."

„Ich rechne auch auf Dich, Emanuel! Wer weiß, wie bald ich Deiner Dienste benöthigt sein werde. Du bist der Einzige, der mir geblieben ist, seit die Sonne meines Glückes unterging. Aber sprechen wir nicht mehr von den Schrecknissen dieses Tages. Er hat mir gezeigt, wie wenig ich mich auf meine Leute verlassen kann, weshalb ich gewilligt bin sie, noch in dieser Stunde zu entfernen. Willst Du Deine Wohnung in meinem Hause nehmen, Emanuel?"

„Mit Sack und Pack erscheine ich, sobald Ihr mich ruft!" antwortete dieser, „und wenn Ihr es erlaubt, will ich sogleich gehen und Anstalten treffen. Es wird bald gethan sein," setzte er lachend hinzu: „eines Seemannes Habe und Gut muß nicht großen Raum wegnehmen."

„Kehre denn bald zurück, und rufe mir vorher meinen Sohn herein."

„Der wird sich wohl noch lustig auf dem Rasen herum wälzen! Ich will ihm pfeifen, das hat er gern!" Er trat an's Fenster, als er aber den Knaben nicht dort erblickte, sagte er zögernd: „Er ist nicht mehr da!"

„Um Gotteswillen!" rief die Mutter. „Wo ist das Kind?"

„Nun, die Madame muß nicht gleich so erschrecken; es ist ja nichts. Ich sagte blos, Edmund liege nicht mehr im Grase bei den Blumen; er wird wohl nach einer

andern Stelle gegangen sein; ich will ihn sogleich holen."

Er ging rasch nach dem Garten, die Mutter folgte ihm aufgeregt. Man suchte den Knaben bald hier, bald dort, man rief seinen Namen, Emanuel pfiff fortdauernd, aber Niemand hörte ihn. Die Besorgniß steigerte sich mit jeder Minute. Bald war man aus dem Bereich des Gartens hinaus, und ging von Wohnung zu Wohnung längs dem Strande, ohne etwas zu finden.

Die Leute kamen aus ihren Häusern, um zu hören, was der armen Dame fehle, und erhuben ein lautes Klagegeschrei, als sie vernahmen, daß Edmund vermißt werde; denn Sara war in dem ganzen Dorfe, ihrer Wohlthätigkeit halber, nicht wenig beliebt, und den kleinen stummen Knaben trugen Alle auf den Händen.

Wenn in Neumühlen irgend ein Kind vermißt wird, wendet sich Alles zunächst nach dem Strande; denn dort kann man sich nichts Anderes denken, als daß das Kind mit den Muscheln hat spielen oder sich in einem Boote schaukeln wollen, und verunglückt sei. Dahin eilte auch jetzt die Menge, aber umsonst, nirgends war eine Spur zu entdecken, keiner der vielen dort arbeitenden Männer wollte Edmund gesehen haben. Er blieb verschwunden. Sara sank ohnmächtig zusammen und ward von einigen mitleidigen Weibern nach Hause gebracht.

Emanuel, der seiner Herrin auf dem Fuße folgte, sorgte für die Sicherheit des Hauses, und ging dann aufs Neue fort, um Nachforschungen anzustellen. Zwei ehrbare Frauen, die sich freiwillig erboten hatten, bei der Dame zu bleiben und den Dienst des Hauses zu übernehmen, erkannten bald, daß bei der unglücklichen Mutter eine Krankheit im Anzuge sei, und es ward in die nahe Stadt geschickt, um einen Arzt herbeizurufen. Sara's zarte Organisation vermochte es nicht länger, den harten Schlägen zu widerstehen, die sie in der letzten Zeit bedroht hatten; sie fiel in ein hitziges Fieber, das sie an den Abgrund des Grabes brachte, und von dem sie sich nur langsam erholte.

Endlich gelang es der Kunst des Arztes, dem verzehrenden Uebel Einhalt zu thun. Langsam genaß sie, aber eine trübe Schwermuth hatte sich ihres ganzen Wesens bemächtigt, seit sie ihr Kind verloren hatte.

Todesmatt lag die vielgeprüfte Frau auf ihrem Ruhebette; ihr Auge brannte heiß, es hatte keine Thränen mehr. Sie hatte keinen Gedanken, als ihr verlornes Kind, und die Ungewißheit über dessen Schicksal machten ihr die Dauer jeder Minute zur stundenlangen Folter.

Da trat Herr Johannes Wellenberger ein, und Sara, die nur ihres Edmund's gedachte, rief ihm entgegen: „Bringt Ihr mir Nachrichten von meinem Knaben?“

„Mitnichten, edle Frau! doch glaube ich, daß wir nicht jede Hoffnung schwinden lassen dürfen; denn die Maßregeln, welche ich getroffen habe, sind von so umfassender Art, daß der Verschwundene endlich aufgefunden werden muß; es sei denn, er wäre, was auch nicht von der Hand zu weisen, in dem Strome verunglückt."

„Ich flehe um nichts Anderes zu Gott," sprach Sara, „als mir dies Dunkel zu erhellen und dann mich aus diesem Erdenjammer hinwegzunehmen. Heinrich! O, daß ich dort oben wäre bei Dir!"

„Solch' einen Wunsch müßt Ihr, edle Frau, nicht laut werden lassen, sondern in christlicher Geduld das tragen, was der Himmel Euch auferlegt. Um Eures Kindes willen, das ja mit Gott noch am Leben ist und das, wenn wir es wiederfinden, Eurer Hülfe und Eures Beistandes noch so sehr bedarf, müßt Ihr dem Kummer keine so große Herrschaft einräumen. Ihr müßt stark sein, und Ihr werdet es nur durch Gottvertrauen."

„Habt Geduld mit mir. Ich will Alles thun, was meinem Kinde frommt und keinen andern Gedanken fassen. Aber mein Kopf ist geschwächt; mein Geist ist gelähmt; diese schwere Krankheit, welche ich überstanden, hat mich so lange an diese Stube gefesselt, und es ist so viele Zeit seitdem verstrichen, daß mein armes Kind

bis an das Ende der Welt von seinen Räubern geschleppt sein kann."

„Ueber das Alles vertrauen wir dem Herrn!" sprach der Kaufmann. „Ich erscheine heute vor Euch, um Euch anzukündigen, daß während Ihr darnieder laget, die Uebergabe Eures Vermögens in aller Ordnung vor sich gegangen ist. Hier überliefere ich Euch die darüber sprechenden Papiere, und kann Euch die Versicherung geben, daß Alles in den besten und redlichsten Händen ist; eine Versicherung, die mich sehr erfreut, da die Umstände es mir nicht mehr erlauben wollen, Euch den nöthigen Beistand zu gewähren."

„Ich danke Euch sehr, lieber Herr."

„Diese Eure Krankheit hat überhaupt vieles verdorben. Ich hatte Euch gerathen, Euch, wenigstens für einige Zeit, nach dem Auslande zu begeben, und schlug Euch Spanien vor. Es hat nicht sein sollen. Nun ist die Gelegenheit, dahin auf bequeme Weise zu gelangen, vorüber. Aber dennoch ist Euch nicht anzurathen, hier länger zu verweilen. Während Ihr darnieder lagt, konnte man nichts gegen Euch unternehmen, aber ich zweifle nicht, daß es geschehen wird, wenn Ihr wiederhergestellt seid."

„Was kümmert's mich, was mit mir geschieht, wenn mein Kind . . . ."

„Edle Frau! Ich habe fernerhin Euch keinen Rath zu ertheilen," entgegnete Herr Wellenberger empfindlich, „und muß es Euch ganz und gar anheim stellen Euer Thun und Lassen nach eigner Weisheit einzurichten; ich wünsche dann nur um Eurer Selbst willen, daß Ihr stets das Rechte wählen möget. Nur weil ich damals, als die Uebergabe Eurer Angelegenheiten in andere Hände stattfand, von Euch mich nicht beurlauben konnte, erscheine ich jetzt um dieser Pflicht zu genügen, um so mehr, als ich genöthigt bin, in wichtigen Angelegenheiten eine Reise nach dem Auslande zu unternehmen, die mich lange von der Heimath entfernt halten kann."

„Ihr verreist?"

„Fast gegen meinen Willen. Allein die Umstände fordern es und ich muß mich fügen. Lebt denn wohl, edle Frau, und behaltet mich in gutem Andenken. So lange es mir vergönnt war, für Euch zu arbeiten, bin ich mir bewußt, solches mit Fleiß und Treue gethan zu haben. Ich habe es freilich nicht umsonst gethan, denn jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, aber ich war stets mit dem Herzen dabei. Lebt nochmals wohl, und gebe der Himmel, daß Alle Wünsche Eures Herzens erfüllt werden mögen."

„Ich habe nur einen!"

„Aber da denke ich noch zur rechten Zeit daran, daß eine weitere Botschaft auszurichten ist. Ei, ei! derglei=

chen Gedächtnißfehler, deren mir in der letzten Zeit mehrere begegnet sind, deuten an, daß meine alten Tage nahe bevorstehen. Geschehe denn, wie Gott will. Diesen Brief empfing ich heute für Euch, und beeile mich, denselben in Eure Hände nieder zu legen. Der Absender ist mir unbekannt, aber eine pünktliche Ablieferung ward mir zur Pflicht gemacht, und Ihr könnt mir bezeugen, daß ich diese erfüllt. Möge er für Euch Erfreuliches enthalten."

Herr Johannes Wellenberger legte den Brief vor der Dame hin und entfernte sich dann, unter mehrfachen Bücklingen und wiederholter Versicherung seiner Ergebenheit.

Sara blieb allein, das Auge auf den Brief geheftet. Ihr ungestüm klopfendes Herz sagte ihr, daß er ihr irgend eine bedeutsame Nachricht bringe, daß sie nur die Hand nach demselben ausstrecken dürfe, um zu erfahren, was ihr bis jetzt noch ein Geheimniß sei, und doch hatte sie nicht den Muth, diesen Schleier zu heben. Tod oder Leben schlummert unter dem Schutze eines leichten Siegels, es wird gelöst, und Schrecken und Grauen, Wonne und Entzücken quellen aus demselben hervor. Endlich ermannte sich die geängstigte Frau, sie riß den Brief auf, und was sie las, versetzte sie in die höchste Aufregung.

Hier folgt der Brief, der auf das künftige Geschick

Sara's und Derjenigen, die ihr anhingen, einen mächtigen Einfluß ausübte.

„Der Schreiber Dieses hat sich eines großen Fehlers zu Schulden kommen lassen; er hat Euch bis in das Innerste gekränkt. Aber er hat auch das Mittel in Händen, all Euer Leid in Freude zu verkehren. Leider hatte Euch der Gram auf das Krankenbett geworfen, sonst hättet Ihr längst erfahren, was man Euch jetzt nicht länger vorzuenthalten gesonnen ist.

Tröstet Euch! Euer Sohn ist nicht verunglückt; er ist nicht in einen der Brunnen gestürzt; er ist nicht in dem Strome verunglückt; er lebt!

Euer Edmund wurde Euch geraubt!

Aber man bittet, man beschwört Euch, bei dem Worte Raub nicht an unterirdische Gefängnisse und grausame Kerkermeister zu denken. Das Kind ist wohlgehalten und Alles, was es zur Nothdurft des Lebens, so wie zu seinen Spielen gebraucht, wird ihm im reichlichen Maaße gewährt. Seid also ganz beruhigt.

Wollt Ihr Euer Kind wiedersehen, wollt Ihr es wieder in Eure Arme schließen und Euch nicht mehr von ihm trennen, so reist nach Amsterdam und begebt Euch, dort angelangt, nach der „Amsterstraat 17." In diesem Hause wohnt ein altes Weib „Vrouw Greet" genannt. Sucht sie auf und fragt, ob sie Euch nicht

den Weg weisen könne zu dem Baume, der Blätter, Blüthen und Beeren zu gleicher Zeit trägt. Ihr werdet dann sehen, daß Ihr weitere gewünschte Auskunft erlangt. Aber diese nur dann, wenn Ihr verschwiegen seid und das Geheimniß dieses Briefes nicht ausplaudert. Geschieht das, so werdet Ihr in der Amsterstraat die Vrouw Greet nicht finden, und Euer Edmund ist Euch verloren. Blindlings müßt Ihr folgen."

Dieser Brief hatte die Mutter völlig umgewandelt. Der Gedanke, ihr Kind, wenn auch erst nach langer, mühseliger Wanderung, nach vielen, schweren Opfern, wiederzusehen, hatte neues Leben in ihre Adern gegossen; belebendes Feuer durchströmte sie, und mit raschen Schritten ging sie in ihrem Zimmer auf und ab. Es war nicht die Rede davon, ob sie die Reise überhaupt antreten wolle, sie besann sich nur, wie sie am raschesten auszuführen sei. Als sie mit sich einig war, rief sie Emanuel herbei, der nicht lange auf sich warten ließ.

„Du hast gehört, Emanuel," sprach sie schnell, und der Seemann, überrascht von ihrer plötzlichen Verwandlung, sah sie verwundert an; „Du hast gehört, daß Herr Johannes von mir Abschied genommen hat. Ich bin jetzt auf Dich allein gewiesen; denn jenen Mann, der mir zum Geschäftsführer bestellt ist, kenne ich nicht, und habe Furcht, mich ihm zu vertrauen, jetzt wo es

sich um eine wichtige Angelegenheit handelt. Du versprachst mir Deine Dienste zu weihen. Kann ich noch auf Dich rechnen?"

„Im Leben und Tod!"

„Du würdest mich überall hin begleiten?"

„Ueberall hin!"

„Nicht fragen und klügeln, sondern das thun, was ich Dich heiße?"

„Das Denken ist Euer; ich gehorche blindlings, wie es Seemanns Pflicht ist."

„So wisse denn, daß wir eine Reise nach Amsterdam antreten müssen. Ich möchte den Weg nicht zu Lande nehmen, schon deshalb nicht, weil ich durch ein Land müßte, das ich unter allen Umständen nicht betreten kann. So eile denn, so schnell nur immer möglich, nach dem Hafen; erkundige Dich, ob dort ein Schiff segelfertig nach Amsterdam liegt, ob es uns als Passagiere aufnehmen will, und wann wir an Bord kommen sollen."

„Sogleich will ich's besorgen!"

„Treuer Bursche! Deinem guten Herzen wohlzuthun, will ich Dir sagen, was ich sagen darf. Ich habe eine schwache Spur von meinem Kinde gefunden! Mir dämmert eine entfernte Hoffnung auf, den Knaben wiederzufinden."

„Edmund!" rief Emanuel jauchzend. „Schnell laßt mich gehen, ich brauche nichts weiter zu wissen!"

Und rasch war er auf dem Wege zur Stadt.

Sara begab sich mit Eifer an das Geschäft des Ordnens, um wo möglich, wenn die Umstände es erfordern sollten, bereits am nächsten Tage abreisen zu können. Schnell waren alle Maßregeln getroffen, und sie hatte sich durch diese ihr unangenehme Beschäftigung so sehr zerstreut, daß sie ihren Kummer für diese Zeit ganz vergessen hatte. War es doch die Sehnsucht, die jeden ihrer Schritte beflügelte, und Alles wohlgelingen ließ. Die Zeit war ihr so schnell verstrichen, daß sie ein leichtes Erstaunen nicht bergen konnte, als Emanuel, von seiner Sendung heimkehrend, wieder in das Haus trat und seine Herrin mit einem fröhlichen: „Hoi, Ahoi!" begrüßte.

„Du bist schon wieder da, mein wackerer Junge!" fragte sie, ihm entgegeneilend. „Geschwind, was bringst Du mir für Nachrichten?"

„Die besten, Madame!" antwortete Emanuel. „Es sind ihrer drei bis vier Schiffe da, die in den nächsten Tagen nach Amsterdam abgehen; sie sind gut eingerichtet, und nehmen Alle Passagiere an Bord. Auch ist noch ein fünftes da; das geht aber bereits morgen Nachmittag mit Hochwasser ab."

„Und wenn es in der nächsten Stunde ginge."

„Ich sprach mit dem Capitain. Er ist wohl geneigt, Euch mitzunehmen; doch ist sein Schiff zur Passagierfahrt nicht eingerichtet und seine Kajüte nur klein."

„Der spärlichste Raum genügt mir."

„Wenn Ihr mit ihm fahren wollt, will er Euch die Kajüte einräumen, und dies ist durchaus nothwendig, sonst geht es nicht an. Er wohnt dann während der Ueberfahrt im Zwischendeck, verlangt aber, daß Ihr für diese Bereitwilligkeit ein höheres Passagiergeld zahlen sollt."

„Er soll empfangen, was er fordert. Sind wir nun am Ende, Emanuel?"

„Weiter ist nichts zu bestellen. Sobald Ihr gesonnen seid, die Bedingungen des Mannes einzugehen, läßt er Euch freie Hand, mit Sack und Pack an Bord zu kommen. So will ich denn gehen und ihm sagen, daß Ihr nun seine Bedingungen annehmt, dann kehre ich zurück und wir richten Alles so ein, um morgen an Bord gehen zu können."

Schnell, wie er gekommen war, eilte er nach der Stadt zurück, bewilligte dem Capitain ohne Verzug die geforderte ansehnliche Summe und zahlte die Hälfte derselben in blanken Dukaten auf den Tisch; dann entfernte er sich, indem er seine Gebieterin morgen um die Mittagsstunde ankündigte.

Das bezeichnete Schiff war eine Kuff, nach den möglichst alten Formen, und ihr Führer bequemte sich dem Schiffe in allen nur möglichen Verhältnissen an. Diese Unterhandlungen, dieses schnelle Bewilligen eines hohen Preises, ohne einen Handel zu versuchen, waren seiner langsamen Natur, seinem niederländischen Phlegma so entgegen, daß er nicht einen Augenblick anstand, der Meinung seines Steuermanns zu sein, daß hier ungewöhnliche Dinge vorgingen, und daß es durchaus nothwendig sei, mit dem Agenten der Regierung deshalb zu sprechen. Voll dieser Pflicht eilte der Führer der Kuff in die Wohnung des ältern Herrn van Kraag und brachte sein Anliegen vor, indem er die Geschichte bis in das kleinste Detail vortrug.

„Allerdings wäre das unter allen Umständen verdächtig," sagte der Gesandte, „und Ihr habt wohlgethan, mir diese Anzeige zu machen. Indessen ist mir der Fall bekannt, und wenn auch ein Geheimniß obwaltet, so ist doch nichts von Hochverrath dabei. Nehmt also die Dame getrost an Bord auf, und denkt daran, daß mir ein Dienst damit geschieht, wenn Ihr sie mit aller gebührenden Artigkeit behandelt. Seid Ihr aber in Amsterdam angelangt, so laßt sie nicht eher an's Land gehen, bis ein Brief, den ich Euch an Bord besorgen lasse, durch einen zuverlässigen Boten bestellt worden ist. Geht nun mit Gott!"

Der Kuffschiffer ging, nicht ohne bedächtiges Kopfschütteln über eine Angelegenheit, die immer verwirrter zu werden drohte.

Zwölftes Kapitel.

Die Kuff schwamm bereits auf hoher See, westwärts von Helgoland, und steuerte der Maas zu. Das Wetter war still und ruhig, Alles machte sich von selbst, und doch hatten die Reisenden, Schiffer sowohl, als Passagiere, viel zu thun. Die Nordsee bot zu jener Zeit einen bunten, an Abenteuern reichen, wechselnden Schauplatz dar. Der Krieg, den die nordischen Mächte mit einander führten, hielt die Schiffe dieser drei Nationen stets in Bewegung; die Fregatten mit den blauen und rothen Splietflaggen, so wie mit der Standarte des Zaars kreuzten nach allen Richtungen, und das Begegnen war nicht immer mit einer Freudensalve begleitet. Ein englisches Linienschiff bahnte sich in ruhig-majestätischer Haltung einen Weg durch diese Wirren, und am fernen Horizont kreuzten einige Briggs unter der Flagge Altniederlands, um die unstäten Segler zu beaufsichtigen und die vaterländische Küste vor irgend einem möglichen Handstreiche zu wahren.

„Nur gut, ausnehmend gut," sprach der Kuffschiffer

zu seinem Steuermann gewendet, beide Hände in die Seite gestemmt und bedächtig den Rauch seiner Pfeife von sich blasend, eine Lieblingsstellung aller alter und neuer Kuffschiffer; „nur gut, daß auch unsere Flagge ab und zu hier gesehen wird, denn sonst müßte man in beständiger Todesangst schweben.“

„Darin müßte man jedenfalls schweben!“ meinte der noch bedächtigere Steuermann.

„England, wißt Ihr, ist auf unsere Provinzen mehr, als jede andere Nation, erpicht, und all sein Streben geht darnach, an der Mündung der Maas und der Schelde zu befehlen,“ fuhr der Kuffschiffer fort.

„Maas und Schelde!“ sprach der Steuermann seinem Führer mechanisch nach; „es sind schöne Gewässer.“

„Und wenn wir nun auch mit den Engländern fertig würden, denn, bei dem Andenken de Ruyters, die Holländer sind brave Seeleute!“

„Das sind wir!“ sagte der Steuermann, indem er selbstgefällig mit der Hand auf die Steuerpinne schlug, und zählte sich im Herzen jenen braven Seeleuten bei, obgleich er in diesem Augenblicke über einen halben Strich nördlich von seinem eigentlichen Cours hinsteuerte, und die nicht genug angebraßte Breitfock zu killen begann. Aber weder der Steuermann der Kuff, noch der schmauchende Führer hatten im Geringsten Arges daraus;

denn ihre Seele war zu erfüllt von den lebendigen Scenen rings umher, welche die verschiedenen Kriegsfahrzeuge ihnen während der Reise darboten, und zwischen welche hindurch die erschreckten Kauffahrer schlüpften, wie der Tummler durch die aufgeregten Wogen schießt, oder wie der fliegende Fisch sich vor dem schnaubenden Delphin rettet.

„Und wenn ich nun denke," fuhr der Schiffer fort, „daß auch die Schweden und Dänen Arges gegen uns im Schilde führen können; . . . ."

„Das können sie," sagte der Steuermann.

Diese Unterbrechung nicht achtend, fuhr der Schiffer in seiner Phrase fort: . . . „so wird mir angst und bange hier auf offner See, nicht sowohl wegen der Ladung, die wir am Bord haben, da sie gut versichert ist, sondern vielmehr der Passagiere wegen, die ich in der Kajüte habe, das bleiche Weibsbild mit dem dummen Jungen."

Der ehrenwerthe Führer dieses gesegneten niederländischen Schiffes, so wie sein kundiger Steuermann hatten indeß, ohne daß sie es selbst wußten, einen aufmerksamen Zuhörer. In dem nahe gelegenen Stroh saß nämlich Emanuel und hörte die Unterhaltung beider Männer Wort für Wort. Anfangs, als von den fremden Schiffen und deren Absichten die Rede war,

horchte er mit dem Interesse, welches jeder Seemann empfindet, wenn von wichtigen Begebenheiten in der Marine die Rede ist. Als aber das Gespräch sich auf seine Gebieterin wandte, und er sich selbst dabei auf eine nicht besonders freundliche Art erwähnen hörte, horchte er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hin; denn eine plötzliche Ahnung sagte ihm, er werde etwas entdecken, das ihm, besonders aber dieser von Nutzen sein könne.

Längst war Emanuel von seiner Gebieterin in alle Verhältnisse eingeweiht. Nicht ohne Ueberlegung hatte Sara diesen Schritt gethan. Sie fühlte, daß sie allein nicht genug Kraft und Energie besitze, um im vorkommenden Falle so zu handeln, wie es die Nothwendigkeit erheische; daß sie dringend eines treuen Freundes, eines Beistandes bedürfe. Emanuel war der Einzige. Er hatte bereits zu verschiedenen Malen nicht ungewöhnliche Verstandesgaben gezeigt und war treu wie Gold. Sie theilte ihm Alles mit, was ihr in der letzten Zeit begegnet war; den schimpflichen Antrag des Adrian van Kraag, so wie den geheimnißvollen Brief, den sie empfangen und der sie zu dieser Reise veranlaßt hatte.

„Das ist nicht gut," sagte der Steuermann, und Emanuel horchte scharf hin; „aber wer weiß, ob Eure

Besorgniß nicht aus der Luft gegriffen ist. Mir sieht der Bursch wie ein dummes Thier aus, das nichts hat, als seine Fratze von Gesicht, womit er leicht kleine Kinder erschrecken kann."

Emanuel ballte die Faust, aber er schwieg und horchte weiter auf die Unterhaltung.

„Das ist ein Irrthum," sagte der Kuffmann. „So für gewöhnlich sieht der Bursch dumm genug aus; aber wenn Ihr ihn genau darauf angesehen hättet, würdet Ihr finden, daß seine Augen manchmal aufblitzen und daß dann eine große Portion List und Verschlagenheit darin liegt. Auch ist's mir aufgefallen, daß dieser Emanuel, wie er sich nennt, so häufig mit der Dame im geheimen Gespräch verkehrt, und dabei stets die Thür der Kajüte verschließt, als gebe es besondere Geheimnisse. Ich habe darum auch, versteht sich, im Interesse des Schiffes und auf Befehl des Herrn Gesandten in Hamburg, mitunter an der Thür gehorcht, auch ohne daß sie es bemerkten in der einen Scherwand ein Loch gebohrt, aber ich habe nichts entdecken können."

„Was geht's den Gesandten an?" fragte der Steuermann, und der Schiffer setzte hinzu: „Mehr als Ihr denkt." Dann aber erzählte er seinem Steuermann, wie er sich, um die Zweifel seines Gemüthes zu beschwichtigen, zu dem Gesandten begeben, daß er den=

selben um Rath gefragt, und welchen Bescheid er von Mynheer erhalten habe. Auch daß der Brief zur rechten Zeit eingegangen sei, wurde nicht verfehlt, und Beide zerbrachen sich den Kopf darüber, was ein so vornehmer Mynheer mit einer Vrouw Greet in der, Amsterstraat zu schaffen haben könne, wobei sie die widersinnigsten Vermuthungen aufstellten, endlich aber doch darin überein kamen, daß der Brief pünktlich bestellt, auch die Dame und ihr Begleiter nicht eher von Bord entlassen werden müßten, bis man mit Sicherheit annehmen könne, daß der Brief in der Amsterstraat bei der Vrouw Greet angelangt sei. Noch blieben den beiden wackern Officieren dieser ehrenwerthen holländischen Kuff zwei wichtige Fragen in dieser Angelegenheit zu erörtern übrig, und zwar erstens, wie man es eigentlich beginnen wolle, die Passagiere wider ihren Willen zurückzuhalten, wenn sie gleich bei der Ankunft landen wollten und einen der zahlreich umher rudernden Bootführer anriefen. Dem Steuermann blieb es vorbehalten hier den geeigneten Ausweg zu finden. Man wollte nämlich unter irgend einem Vorwande eine Meile vor Amsterdam zu Anker gehen und dann beim Einbruch der Nacht den Boten, von der Dunkelheit beschirmt, fortsenden. Segle man dann am andern Tage vollends nach der Stadt, so könne man die Passagiere ohne Gefahr sogleich ent=

lassen, denn der Brief müsse dann längst an Ort und Stelle sein. Beiden kam dieser Ausweg so ungemein günstig und einfach zugleich vor, daß sie nicht wenig erstaunt waren, wie ihnen irgend etwas Anderes hätte eher einfallen können, als gerade dies. Glücklich mit dieser Erörterung zu Stande gekommen, war es die zweite Frage, die sie nicht minder ernsthaft beschäftigte. Es handelte sich nämlich darum, wo der zuverlässige Bote zu finden sei, dem der Brief zur Besorgung übergeben werden solle, und hier waren gerade so viel getheilte Meinungen als Stimmen. Der Steuermann meinte, es müsse ein pfiffiger, verschlagner Bursche sein, durch welche Meinung er nun schon sich selbst ganz von der Sendung ausschloß; der Schiffer dagegen behauptete, die Botschaft werde am besten dem dümmsten Einfaltspinsel von der Welt übertragen; denn dieser werde nicht erst lange grübeln, weshalb und warum man ihn schicke, sondern er werde sein Geschäft, sobald als möglich und auf dem geradesten Wege beenden, wobei der Schiffer dunkel fühlen mochte, daß er, vermöge seiner geistigen Organisation, in vorkommenden Fällen ebenso gehandelt haben würde. Die Gewalt der Wahrheit verlieh dem Schiffer auch eine moralische Gewalt über seinen Steuermann, und bald stimmte dieser seinem Oberherrn darin bei, ein ächter dummer Schlingel sei am besten geeignet,

die Commission zu besorgen und es sei nur zu bedauern, daß nicht Einer von ihnen den Gang wagen dürfe. Aber mit wunderbarer Uebereinstimmung fanden sie den Einzigen aus der Schiffsmannschaft heraus, der die Botschaft ohne Gefahr ausrichten könne, und das war Frèrk. Dieser Name erscholl zu gleicher Zeit von Beider Lippen.

Frèrk war an Bord eine Art Faktotum. Er beherrschte die Combüse; das heißt er sorgte für die Thee- und Kaffekanne der Kajüte und für die Erbsenback der Leute. Er war der Packesel für Jedermann, aber zu gutmüthig, um die aufgebürdete Last zu empfinden; er ward von Allen geneckt, gehöhnt, gestoßen, aber zu furchtsam, sich offen zur Wehre zu stellen, nahm er alle Beleidigungen geduldig hin, und weinte still, wenn er sich in die Einsamkeit seiner Koje zurückzog. Hatte ihn Jemand zu hart beleidigt, und er wollte dies für die Zukunft vermeiden, so sann er nach, was er Jenem für einen guten Dienst erweisen könne, und that es dann wirklich, hoffend, ihn dadurch auf versöhnlichere Gedanken zu bringen. Das war gewiß der größte Beweis einer unbegränzten Dummheit, und wurde auch von der Mannschaft der Kuff als solcher aufgenommen; denn der arme Frèrk ward nach solchen Liebesdiensten ärger geneckt, als vorher, so daß er, mitten unter allem

Schelten und Stoßen, nicht selten glaubte, er habe wirklich großes Unrecht gethan, und zum Ergötzen seiner rohen Gefährten, diese obendrein um Verzeihung bat. Dieser bedauernswerthe Bursch, dessengleichen die frühere Kauffarthei=Marine, zur Schande derselben, nicht wenige aufzuweisen hatte, die aber bei der jetzigen humaneren Behandlung, welche dem Seemanne unteren Grades zu Theil wird, immer seltener zu werden beginnt, wurde zum Briefboten ernannt.

Als nun das Gespräch der beiden Officiere der Kuff sich von diesem Gegenstande ab= und andern Dingen zuwandte, die für Emanuel gleichgültig waren, zog er sich in das äußerste Ende des Roofs zurück, wo Frèrk ohne eine Ahnung von dem zu haben, was in seiner Nähe vorgegangen war, am Feuer saß, und sich mit den Vorbereitungen zur nahen Abendmahlzeit beschäftigte.

Emanuel war der einzige Mann an Bord, der den armen Frèrk nie neckte und stieß; er hatte für ihn stets ein freundliches Wort, und mitunter einen wärmenden Tropfen aus seiner wohlversehenen Kruke. Darum lächelte auch jetzt Frèrk dem Kommenden freundlich entgegen, und reichte ihm bereitwillig eine glühende Kohle dar, weil er glaubte, Emanuel wolle sich eine Pfeife anzünden, denn, wann näherte sich wohl ein Holländer dem Feuer, als um dieser Ursache willen?

„Laß es gut sein, Frèrk!“ sagte er freundlich. „Ich mag vor dem Essen nicht rauchen. Aber ich will hier einen Augenblick sitzen, mich zu wärmen, und wenn Du willst, können wir uns etwas erzählen. Kommen wir nun doch bald nach Amsterdam, wo ich niemals gewesen bin. Du könntest mir wohl den Gefallen thun, und mir davon irgend etwas erzählen, denn wenn ich nicht irre, bist Du zu Amsterdam geboren. Ist es nicht so, Frèrk?“

„So ist's!“ entgegnete dieser und versäumte nicht, zum geringen Nutzen für die Schmackhaftigkeit des auf dem Feuer brodelnden Abendessens, eine glänzende Schilderung von der weltberühmten Stadt Amsterdam zu machen, die Emanuel mit großer Geduld anhörte, ob sie gleich so verworren war, daß man sich nicht aus derselben vernehmen konnte. Als Frèrk geendet hatte, erhob sich Emanuel und sagte: „Ich danke Dir; Dein Amsterdam muß schön, sehr schön sein. Wenn wir dahin kommen, sollst Du mir Weg und Steg zeigen, so oft Du vom Bord kommen kannst, und wir wollen Beide recht vergnügt mit einander leben. Dabei bleibt es also.“

Ohne weitere Antwort abzuwarten, oder das Staunen Frèrk's zu beachten, der sich gar nicht darüber beruhigen konnte, daß ein Schiffspassagier sich so vertraulich mit ihm unterhielt, verließ Emanuel den Roof, was er mit großer Sicherheit konnte, da Schiffer und

Steuermann sich längst von dem Eingange desselben zurückgezogen hatten, und schlüpfte in die Kajüte, um seiner Gebieterin Nachricht von Demjenigen zu geben, was er so eben erfahren hatte. „Ihr seht also wohl," schloß Emanuel, „was es mit diesem Briefe auf sich hat. Der holländische Gesandte steckt bei dieser Geschichte dazwischen. Was gilt's, dieser alte Herr van Kraag, und sein spitzbübischer Herr Sohn . . . ."

„Um Gotteswillen!" rief Sara aus.

„Bitte Euch, seid ruhig und weckt nicht die Aufmerksamkeit der Schiffsführer. So dumm sie sind, könnten sie doch Verdacht schöpfen, wenn wir uns blos geben und uns jeden Rettungsweg abschneiden, der uns bleibt, wenn wir uns selbst nur beherrschen. Jetzt dürft Ihr es nicht mehr bezweifeln, daß Adrian van Kraag, als er von Euch mit der ihm gebührenden Verachtung zurückgewiesen ward, den Knaben draußen fand und ihn raubte, um Euch auf diese Weise zu zwingen, ihm seinen Willen zu thun. Aber hört, was ich Euch mittheilen will, und wie es uns gelingen soll, den Schurken zu überlisten."

Emanuel sprach nun von dem Plan, den er ersonnen; Sara fand ihn so geschickt angelegt, daß sie keinen Augenblick an dem Gelingen desselben zweifelte, und mit Ungeduld den Augenblick herbeiwünschte, da man Amsterdam erreichen würde.

Dieser Moment ließ nicht lange auf sich warten. Ein frischer Wind hatte die Segel geschwellt und rasch ging es am Texel vorbei, durch den Zuyder=See, der altberühmten Stadt zu. Der Kuffschiffer und sein Steuermann hatten Alles so klug angefangen, daß die Sonne bereits den Horizont erreicht hatte, ehe man Amsterdam sehen konnte, und mit der ersten Dämmerung der Anker in die Tiefe rollte.

Dreizehntes Kapitel.

Als man mit all der Umständlichkeit, die den „Kuffmann, wie er sein soll," charakterisirt, für die Sicherheit des Schiffes Sorge getragen hatte, war es bereits finster geworden. Sara hatte leichthin den Wunsch geäußert, nach der Stadt gebracht zu werden, stand aber sogleich hiervon ab, als man ihr sagte, dies sei nicht mehr möglich. Die Mannschaft, froh, die Stravatzen der Reise überstanden zu haben, empfing befreundeten Besuch vom Lande her, und zog sich mit diesem in den Roof zurück. Der Schiffer und sein Steuermann waren im Zwischendeck, wo sie sich eine wohnbare Stelle eingerichtet hatten, und ertheilten dem blödsinnigen Frèrk genaue Weisung, wie er sich bei Abgabe des

Briefes verhalten solle. Der arme Teufel war gar nicht erbaut davon, nach einer mühseligen Reise noch eine beschwerliche Nachtwanderung antreten zu müssen; doch wagte er nicht, dies laut zu äußern, sondern nahm den Brief lässig hin, und wiederholte mechanisch die Anweisungen, die man ihm ertheilt hatte, zum Zeichen, daß er Alles wohl gemerkt habe. Dieser Moment schien Emanuel zu seinem Vorhaben günstig. Auf dem Verdecke befand sich Niemand als der Schiffshund. Diesen lockte er mittelst eines fetten Bissens in den Verschlag, damit das Thier bei Ankunft des Bootes nicht bellen sollte, das er herbeigewinkt hatte, sprang in dasselbe und ließ sich nach dem Lande rudern. Hier verbarg er sich hinter einer vorspringenden Mauer und harrte geduldig, bis die Kuff ihren Mann an's Land senden würde. Dieser ließ nicht lange auf sich warten; der Steuermann selbst setzte den erkieseten Boten an's Land und schärfte ihm nochmals die genaue Abgabe des Briefes ein. Mißmuthig schlenderte der Bursch nach der Stadt zu. Einige Zeit folgte ihm Emanuel schweigend, dann aber trat er an ihn heran und fragte gutmüthig: „Dir scheint's auch nicht recht zu sein, noch so spät am Abend nach der Stadt zu müssen.“

Frerk schreckte aus seinem Hinbrüten auf; als er aber Emanuel neben sich sah, der ihm schon so viele

Beweise des Wohlwollens gegeben hatte, winkte er freundlich und sagte: „Ich muß wohl, sonst . . .“ und er machte die Pantomime des Schlagens.

„Nun,“ meinte Emanuel, „dem ließe sich wohl noch abhelfen, wenn Du gescheut bist. Aber dergleichen bespricht sich schlecht auf offner Straße mit leerem Magen. Hier liegt nahe vor uns, wie ich sehe, ein schmuckes Haus, wo man Wein und Bier schenkt; laß uns hineingehen und eine Herzstärkung zu uns nehmen.“

Arm in Arm traten sie in das „Geneverhuis“ und Emanuel bestellte Genever mit Zucker. Er schenkte seinem Gast fleißig ein, und hatte diesen bald dahin gebracht, daß er sich entschloß, hier bis gegen Morgen in aller Behaglichkeit auszuschlafen, und Emanuel den Brief zur Bestellung zu übergeben.

Wie der Wind flog Emanuel die Straße entlang, welche nach Amsterdam führte. Als er die Stadt erreicht hatte, fand er bald einen Boten, der ihn gegen guten Lohn an den gewünschten Ort brachte. Als er vor dem Hause in der Amsterstraat 17 stand, welches als die Wohnung der Vrouw Greet bezeichnet war, entfernte er seinen Begleiter, und schlug mit dem eisernen Klopfer gegen die Thür. Ein Schiebfenster oberhalb derselben öffnete sich, und eine keifende Weiberstimme fragte: „Wer untersteht sich, zu so später Nachtzeit an meiner Thür zu lärmen?“

„Jemand, der dazu ein gutes Recht hat!“ sprach Emanuel mit lauter Stimme, „vorausgesetzt, daß ich mich nicht irre, und ich vor der Wohnung der Vrouw Greet stehe.“

„Ich bin Vrouw Greet und dies ist meine Wohnung,“ war die Antwort, „soll ich nun erfahren, welcher Unband sich unterstanden hat, meine Nachtruhe zu stören?“

„Freut mich ausnehmend, eine Frau gefunden zu haben, von der ich schon so vieles Gute hörte,“ sprach Emanuel.

Die Alte schien Komplimenten solcher Art nicht besonders gewogen zu sein, denn sie brummte vor sich hin, und sagte verdrießlich: „Bleibt mir mit Euren Dummheiten vom Halse und sagt Euer Geschäft, das ein sehr kurzweiliges sein muß, da es mitten in der Nacht abgethan sein will, sonst schließe ich mein Fenster und gehe wieder zu Bett, Ihr mögt lärmen und toben, so viel Ihr wollt.“

„Nun denn, Vrouw Greet, ich bin an Euch gesendet von Mynheer Adrian van Kraag.“

„Gott segne Mynheer,“ unterbrach ihn die Alte. „Es ist ein wackerer Herr. Was steht zu seinen Diensten?“

„Er hat mir eine Botschaft an Euch aufgetragen,

Myvrouw," antwortete Emanuel, „doch kann ich diese nicht, wie Ihr selbst begreift, von der Straße aus zu Euch heraufschreien, und Ihr müßt mir daher das Haus öffnen lassen."

„Das soll sogleich geschehen!" rief die Alte herab, und schloß das Fenster. Nicht lange nachher hörte man ihren schlarrenden Tritt auf der Diehle und die Hausthür that sich langsam auf. Emanuel schlüpfte herein. Ein altes Weib im nicht besonders reizenden Neglige, mit vergilbtem Teint, betrachtete ihn, die Hand vor die Lampe haltend, mit verschlafenen Augen, schloß die Thür ab, und führte ihn dann in ein Zimmer des ersten Stocks, das allen Zeichen nach zu urtheilen, die Wohnung der alten Hausunke war. Sie setzte die Lampe auf den Tisch, stachelte sie auf, daß sie hell brannte, sah ihren Gast noch ein Mal von oben bis unten an und sagte dann: „Nun Herr, was ist Eure Botschaft an mich?"

„Meine Botschaft lautet buchstäblich also," entgegnete Emanuel: „Geh zur Vrouw Greet und sage ihr, daß sie Dich zu dem Baume führen soll, der Blätter, Blüthen und Beeren zu gleicher Zeit trägt."

Die Alte schlug die Hände zusammen und betrachtete ihren Gast mit lebhaftem Erstaunen. „Hört, Ihr müßt in großer Gunst bei dem Herrn van Kraag ste-

hen, daß er Euch das gesagt hat; denn wer dies Wort weiß, der weiß Alles und schaltet nach Belieben. Sprecht also immer ohne Rückhalt, Herr, und nehmt mir mein barsches Wesen von vorhin nicht übel, wie konnte ich wissen, daß ich eine so wichtige Person vor mir hatte."

„Nehmt Euch das nicht zu Herzen, gute Frau!" sagte Emanuel, ihr mit einer Art herablassender Vertraulichkeit die Hand reichend, und vernehmt nun weiter, daß Ihr in längstens zwei Tagen dem Besuch der Dame entgegensehen könnt. Wie wahr meine Botschaft ist, mögt Ihr daraus sehen, daß ich hier ein Schreiben des älteren Herrn van Kraag an eine bedeutende Person hiesiger Stadt bei mir führe, wie Ihr aus dem Siegel Derer van Kraag entnehmen könnt, womit jener Brief geschlossen ist." Er zeigte ihr bei diesen Worten die Rückseite des Briefes, der an sie selbst gerichtet war, und die Frau, sich unwillkührlich vor dem Siegel Desjenigen neigend, der ihr ein Gewaltiger war, sagte unterwürfig: „Ich habe gleich erkannt, daß Ihr ein Bote meines gnädigen Herrn wäret; aber wenn noch irgend ein Zweifel hätte obwalten können, so müßte er bei diesem Anblicke schwinden. Ihr seid ein hochbetrauter Mann, und ich werde Euren Anordnungen genaue Folge leisten. Was nun die Dame anlangt, so kann sie zu jeder Stunde kommen; es

ist Alles bereit und sie soll gebührend empfangen werden."

„Das wird Herrn van Kraag sehr lieb zu vernehmen sein. Bereitet Euch demnach, mich zu dem stummen Knaben zu führen. Es ist der Wille des Herrn, daß die Mutter denselben hier nicht antreffen soll."

„Sonderbar. Mir sagte er doch noch gestern ..."

„Recht. Aber guter Rath kommt über Nacht, und ich kann wohl sagen, daß ich bei dieser neuen Anordnung unseres Herrn nicht ganz ohne Einfluß gewesen bin. Versteht mich nur: wenn die Mutter kommt und findet sogleich das Kind und Alles, was das Herz wünscht, kann man wohl erwarten, sie werde für diese Wohlthaten dankbar sein, und sie dem Herrn vergelten, wie er es verdient? Ich meine nicht; sie wird vielmehr störrisch und eigensinnig sein, und Herr Adrian van Kraag wird Gelegenheit haben, seine Großmuth zu bereuen. Wenn aber das Kind nicht hier ist, sondern nur einige untrügliche Zeichen, so kann sie leicht veranlaßt werden, den verlangten Lohn im Voraus zu bezahlen. Darum muß der Knabe aus dem Hause und ich soll ihn anderweitig unterbringen."

„Und wohin soll denn der arme Wurm mitten in der Nacht?" fragte die Alte.

„Wenn Ihr es wissen wollt, so fragt den Herrn

selbst," entgegnete Emanuel rasch. „Ich bin nicht beordert, Euch das zu sagen," und noch einige andere Fragen fürchtend, deren Beantwortung ihm mancherlei Verlegenheiten bereiten könnten, setzte er barsch hinzu: „Bringt mich nun unverweilt zu dem Knaben, denn Ihr sollt wissen, daß unser Gebieter ungeduldig meiner Rückkehr harrt."

Die Alte griff nach der Lampe, schritt vor ihm her nach einem der Hinterzimmer des Hauses und sagte: „Aber das Kind schläft. Ihr müßt mir es nicht jählings aus dem Schlafe reißen."

„Wo denkt Ihr hin?" entgegnete Emanuel. „Dem Kinde soll kein Leides geschehen; es soll vielmehr sanft und freundlich behandelt werden! Ich habe auch am Ende der Straße einen Wagen stehen und ihn nur deshalb nicht mitgebracht, um alles Aufsehen zu vermeiden."

„Ihr seid ein schlauer Patron," sagte die Alte schmunzelnd die Thür öffnend, „da liegt der kleine Prinz!" dabei lachte sie leise, als wolle sie andeuten, daß sie sehr gut von allen Verhältnissen unterrichtet sei.

Als Emanuel seinen kleinen Liebling so ruhig schlummernd vor sich sah, vermochte er kaum seine innere Bewegung zu unterdrücken, doch preßte er gewaltsam die Hand auf das mächtig schlagende Herz, und

sagte zur Alten, die die Lichter anzündete: „Es ist gut, Mutter Greet; ich will den Jungen mit so viel Säuberlichkeit wecken, als mir zu Gebote steht; Ihr könnt mir unterdessen einen großen Gefallen thun, wenn Ihr mir ein wenig Brod und Wein reicht, ich bin erschöpft und habe einen langen Weg vor mir.“

„Ihr sollt sogleich bedient sein!“ sagte Mutter Greet und begab sich auf den Weg zur Speisekammer, um das Verlangte herbeizuholen. Als Emanuel sich überzeugt hatte, daß sie weit genug entfernt war, flog er nach dem Bette seines Edmund, ihn mit Küssen und Schmeichelworten weckend. Der Knabe erwachte, seine Brust arbeitete heftig, als er den bewährten Freund sah, seine Lippen bewegten sich, aber er vermochte nicht, das Band der Zunge zu lösen; mit krampfhaftem Schluchzen warf er sich in Emanuel's Arme. Dieser drückte den Knaben fest an sich und flüsterte ihm zu: „Edmund! Höre auf mich! ich bin gekommen Dich zu retten!“

Der Knabe drückte ihn fest an sich.

„Wir müssen aber vorsichtig sein, sonst mißlingt es. Gib wohl Acht, Edmund, was ich Dir sage. Wenn jene alte Frau wiederkommt, darfst Du Dich ja nicht merken lassen, daß Du mich kennst. Hast Du mich verstanden?“

Der Knabe ließ seinen Freund los und nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er ihn verstehe.

„Du sollst zu Deiner Mutter kommen, Edmund, aber Du mußt selbst dazu thun, daß wir es glücklich vollbringen. Kenne mich nicht, sondern stelle Dich vielmehr verwundert und ängstlich, daß ein fremder Mann bei Dir ist. Wenn Du dann von mir, oder von der Alten hörst, daß Du mit mir gehen sollst, so bedeute uns, daß Du nicht willst, und gib in jeder Weise Deinen Widerwillen gegen mich zu erkennen. Sei ja vorsichtig, gutes Kind."

Edmund gab durch abermaliges Kopfnicken zu verstehen, daß er Alles wohl begriffen habe, und thun wolle, wie ihm geheißen werde; Emanuel aber sagte: „darauf verlasse ich mich, nun aber sei so gut und lege Dich ruhig wieder hin, als ob nichts geschehen wäre; ich vermuthe, die Alte kommt zurück."

Gehorsam legte sich Edmund auf sein Bette zurück und schloß die Augen. Emanuel trat an's Fenster und öffnete den Laden, um das Terrain etwas genauer zu erkunden, falls ihm etwas mißlänge, und er genöthigt sein werde, sich auf einem Schleichwege zu entfernen.

Er blickte auf einen engen Hof, der bis zu einem der vielen Kanäle führte, von denen Amsterdam durchschnitten wird. Da unterdessen der Mond hinter den

Wolken hervorgetreten war, gewahrte er auf dem Wasser ein leichtes Boot, das an einer dünnen Leine vor der Ebbe lag. Der Hof selbst war von dem Fenster aus leicht springend zu erreichen, und um für den nöthigen Fall keinerlei Aufenthalt zu haben, wirbelte er das Fenster auf.

Kaum hatte er diese Arbeit gethan, als er Vrouw Greet zurückkommen hörte, und rasch sprang er nach dem Bette, auf welchem Edmund, dem Anscheine nach, im festen Schlafe lag. Die Alte kredenzte ihrem Gaste einen Becher mit süßem Weine, und schickte sich dann an, den Knaben vorsichtig aufzuwecken.

Sie richtete ihn liebkosend auf und kleidete ihn rasch an, während er verwundert umherblickte. Als er Emanuel gewahrte, wehrte er diesen mit der Hand von sich ab.

Vrouw Greet gab dem Kinde, dem sie ihre ganze Neigung zugewendet hatte, die freundlichsten Worte, und sagte zu ihm, daß jener Mann gekommen sei, ihn abzuholen, um ihn zu seiner Mutter zu bringen. Die Alte sprach irgend etwas auf's Gerathewohl hin, um das Kind zu beruhigen, und ahnete nicht, daß sie in diesem Augenblicke die Wahrheit sagte.

Edmund streifte seinen Freund mit klugem Auge, dieser aber machte eine verneinende Bewegung, worauf

Edmund sich nur noch ungebehrdiger, als früher, stellte, und nach Emanuel schlug, der sich ihm jetzt rasch näherte.

„So mögt Ihr denn sehen, wie Ihr mit dem kleinen Trotzkopf fertig werdet!“ sagte Vrouw Greet und ließ den Knaben in Emanuel's Arme gleiten.

In diesem Augenblicke schlug der eiserne Klopfer draußen so mächtig gegen die Thür, daß es durch das ganze Haus schallte.

„Guter Gott, was ist das?“ rief Vrouw Greet und Emanuel starrte das Blut in den Adern. Sollte er so nahe dem Ziele scheitern?

Der zweite Schlag machte das ganze Haus erdröhnen.

„Wenn ich nicht glauben müßte, ich träume, so wollte ich sagen . . . . aber nein! Ihr seid ja von dem Herrn gesandt, wie käme er denn selbst? Aber dies ist gewiß und wahrhaftig sein Zeichen! Er ist's!“

„Possen! Possen!“ entgegnete Emanuel, aber er entfärbte sich und der Angstschweiß perlte auf seiner Stirn.

Die Alte bemerkte es und schrie: „Hier ist nicht Alles, wie es sein sollte! Erbarme sich Gott! Er wußte die Losung und trägt das Siegel bei sich!“

Ein dritter noch heftigerer Schlag unterbrach sie in

ihrem Gedankengange: „Das ist gewiß und wahrhaftig der Herr! Nun seht Euch vor, wenn Ihr ein Verräther seid! Er jagt Euch den Degen durch den Leib, so wahr ich eine ehrliche Frau bin! Gleich! Gleich!" Und mit diesen Worten nahm sie ihre Lampe und rannte zur Thür hinaus. Kaum war sie fort, als Emanuel seinem Liebling zurief: „Nun ist es Zeit!"

Vrouw Greet konnte nicht schnell genug nach der Hausthüre kommen, die Schläge wiederholten sich, während sie öffnete, und als der letzte Riegel zurückgeschoben ward, trat Adrian van Kraag mit lautem Toben ein.

„Haltet mir's zur Gnade, Herr Baron!" sprach die Alte, aber ich konnte nicht so schnell herbeikommen, da ich eben mit Eurem Boten zu schaffen hatte."

„Mein Bote?" entgegnete Herr Adrian rasch. „Ich habe nicht daran gedacht, Euch eine Botschaft zu senden. Von wem habt Ihr alte Gans Euch übertölpeln lassen?"

„Ihr habt nicht geschickt?" kreischte Vrouw Greet. „Ja, dann war es gewißlich ein Betrüger. Ach Gott, und der Kerl wußte die Losung und Alles! Aber noch ist es Zeit, noch ist nichts geschehen; eine Viertelstunde später und er wäre auf und davon gewesen. O, über den Satan! Ich kratze ihm die Augen aus, dem Betrüger!"

„Haltet ein mit Eurem Gewimmer! und erzählt vernünftig, was geschehen ist!“ schalt van Kraag und Vrouw Greet bemühte sich nun, der Reihe nach deutlich zu erzählen, was seit der letzten Stunde im Hause vorgegangen war. „Und wie gut, daß Ihr kommt!“ schloß sie, „sonst wäre er jetzt mit dem Knaben auf und davon!“

„Hier ist Spitzbüberei im Spiel!“ schrie Herr Adrian, „und Dir, Alte, gnade Gott, wenn Du irgend einen Theil daran hast. Schnell, voran! Wo hast Du den Schurken verlassen?“

Keuchend und schreiend eilte Vrouw Greet voran und der junge Edelmann ihr nach. Sie rüttelte an der Thür: „sie ist von innen verriegelt!“

Adrian stieß mit dem Fuße dagegen und der leichte Riegel gab nach. Die Stube war leer, das Fenster geöffnet.

„Sie sind fort!“ schrie die Alte.

„Du hast ihnen fortgeholfen!“ wüthete Adrian van Kraag und knirschte mit den Zähnen. Er hatte so nahe am Ziele gestanden und befand sich nun so himmelweit von demselben entfernt. Er raste im Zimmer auf und ab. Vrouw Greet benutzte diesen Moment der Aufregung, um sich aus der Nähe des erzürnten Gebieters zurückzuziehen. Kaum hatte sie den Flur erreicht,

als abermals gegen die Thür geschlagen wurde. Dies Mal war es der vertraute Diener des Herrn Adrian van Kraag. „Ist der Herr hier?“

„Ja, Jan Voorst!“ sprach die Alte, „und gebe Gott, daß Ihr etwas Gutes bringt, denn er ist zornig über alle Maßen und bedürfte wohl ein beruhigendes Mittel.“

„Dann habe ich es schwerlich bei mir!“ antwortete Jan Voorst; „denn dies hier ist ein Schreiben der Admiralität, welches dem Herrn so schnell als nur irgend möglich zu behändigen ist. Was aber diese Herrn in aller Eile den jungen Lieutenants zu verkünden haben, ist in der Regel nicht besonders nach deren Sinn. Ich muthmaße, daß wieder von irgend einem Kreuzzuge die Rede ist. Mir recht: da werden wir den jungen Unband für eine Zeitlang aus dem Hause los.“ Dies letzte sagte er in flüsterndem Tone und ging dann nach der Stube, die ihm von Mutter Greet bezeichnet wurde, und wohin sie langsam und mit stillem Seufzer nachfolgte.

Emanuel hatte seine Flucht rasch vollendet, aber nicht besonnen genug, den Brief fallen lassen, den er Frèrk abgenommen, und den er seiner Gebieterin einhändigen wollte. Adrian van Kraag fand ihn, und nachdem er voll Staunen die Handschrift seines Vaters, so wie das Wappen des Hauses erkannt, auch die Adresse

an Vrouw Greet gelesen hatte, erbrach er dasselbe in Eile.

Adrian schloß richtig, daß der Unbekannte, der sich mittelst der Parole in's Haus geschlichen, den Knaben geraubt hatte und diesen Brief verlor, nothwendig von seinem Vater hierher gesendet und mit dieser Entführung beauftragt sein müsse. Nicht, daß der Vater von der neuen Liebschaft seines Sohnes Kenntniß hatte, befremdete ihn; denn die Herren van Kraag waren in dieser Beziehung vollkommne Männer von Welt; sie hatten keine Geheimnisse solcher Art vor einander und das Hotel der Vrouw Greet in der Amsterstraat war der verschwiegne Zeuge aller ihrer leichtsinnigen und schlechten Streiche. Aber was der Vater in diesem Fall hätte wollen, konnte er nur ergründen, wenn er das Schreiben so schnell als möglich öffnete. Es enthielt nur wenige Zeilen. Der ältere van Kraag befahl Vrouw Greet, die Dame, welche bei ihr erwartet werde, sammt ihrem Knaben unter irgend einem wahrscheinlichen Vorwande, so bald es sich nur thun ließe, in einen Wagen zu locken und sich mit ihr nach dem Haag zu begeben; es aber ja zu verhüten, daß sein Sohn, für dessen Entfernung er Sorge tragen werde, von dieser Angelegenheit nicht die geringste Kenntniß erlange. Derselbe müsse vielmehr glauben, daß die Dame von Deutschland noch

gar nicht eingetroffen sei. Im Haag angelangt, sollte sie bei dem Baron X., Gesandten des großherzoglichen Hofes vorfahren lassen, die Dame und das Kind dem Haushofmeister desselben anvertrauen, und das hier beigeschlossene Schreiben sogleich an Sr. Excellenz gelangen lassen. Weiter habe sie bei dieser Angelegenheit nichts zu thun und könne getrost nach Amsterdam zurückkehren. Die Verantwortlichkeit wäre sein.

Hätte die Alte dies Schreiben empfangen, sie wäre zweifelsohne in die entsetzlichste Verlegenheit gerathen. Freilich war der ältere Herr van Kraag das Haupt des Hauses und ihr eigentlicher Gebieter; aber der junge Herr befand sich in ihrer unmittelbaren Nähe und dessen Befehlen sollte sie hiernach gerade entgegen handeln. Durch Emanuel's Unvorsichtigkeit war sie dieser kritischen Angelegenheit überhoben, und Herr Adrian van Kraag gewann dadurch ebenfalls Gelegenheit, einen Blick in die Politik seines Vaters zu thun.

„Mynheer macht sich also kein Gewissen daraus," sagte Herr Adrian mit einem spöttischen Lächeln vor sich hin, „einem ernsthaften Attachement seines Sohnes hindernd in den Weg zu treten, um sich bei dem großherzoglichen Hofe einzuschmeicheln, indem er ihm die Spur einer Dame verräth, welche die Fürstin Juliane mit ihrem Hasse zu beehren geruht? Der nahe bevor-

stehende Besuch der jugendlichen Fürstin am Haager Hofe hätte dem großherzoglichen Gesandten leicht die Gelegenheit verschafft, der durchlauchtigsten Frau die arme Sara in einer demüthigen Lage gegenüber zu stellen. — Aber was kümmert mich das Alles?" unterbrach er sich selbst, „sehe ich doch hieraus nur, daß ich doppelt hintergangen worden bin. Verdammtes Labyrinth, worein ich gerieth. War der Bote, der diesen Brief an Vrouw Greet überbringen sollte, ein Bote meines Vaters, warum gab er den Brief nicht sogleich ab, und warum stahl er den Knaben? Wohin brachte er ihn? Das ist Betrug! Jener Brief ward dem eigentlichen Boten entfremdet. Aber zu welchem Zweck? Höll' und Teufel! Ich gerathe immer mehr in Verwirrung, je klarer ich zu sehen glaube!"

Jan Voorst hatte schon einige Zeit auf der Thürschwelle gestanden, als das Auge des Herrn ihn streifte. „Was willst Du?"

„Halten zu Gnaden!" antwortete Jan Voorst, die Depesche der Admiralität hoch emporhaltend. „Ich hätte es nicht gewagt; aber es wurde so dringend gemacht, und dann das große Siegel . . . ."

Mürrisch entriß Adrian seinem Diener das Schreiben der hohen Admiralität und schlug es auseinander: „Verdammt!" rief er nach einer Pause. „Das kommt

mir von meinem Vater! O, verdammt! Dreimal verdammt!" Der junge Seeofficier knirrschte mit den Zähnen.

Es war ein Befehl der Admiralität, sich Angesichts dieses nach dem Texel an Bord der Staatsbrigg „Kaiman" zu begeben und den Anker zu lichten; die beigefügte Ordre aber erst drei Meilen seewärts vom Texel zu eröffnen.

Dem Befehle mußte gehorcht werden.

Indessen war auch Vrouw Greet zurückgekehrt. Adrian ergriff sie beim Arme und befahl ihr, den Boten zu schildern, der den stummen Knaben entführt hatte. Die Frau that es; sie hatte Emanuel genau betrachtet und malte Zug um Zug. Adrian hörte aufmerksam zu; je genauer sie beschrieb, um so größer ward seine Spannung. Als sie geendet hatte, starrte er einen Augenblick lang gedankenvoll vor sich hin, dann kreischte er laut auf: „Hexenbootsmann!" und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn.

Vierzehntes Kapitel.

Kaum hatte vorhin die alte Greet das Zimmer verlassen, um dem ungeduldig pochenden Herrn die Thür zu öffnen, als Emanuel, der wohl begriff, daß hier kein Augenblick zu verlieren sei, rasch die Thür verriegelte, und dann, Edmund fest in seinem Arme haltend, sich auf die Fensterbrüstung schwang. An dem Spalier, welches von dem Hofe aus bis zum ersten Stock emporreichte, kletterte er rasch hinab, er eilte dem Bote zu, dessen dünne Fangleine er mit seinem Messer schnell durchschnitt und griff nach den Rudern. Nur wenige Augenblicke und er schwamm in Sicherheit auf dem großen Kanal. Aber wohin nun weiter? Sollte er irgendwo an das Land steigen und den Weg bis zu dem Wirthshause, wo Frèrk sich befand, fortsetzen, auf die Gefahr hin, dasselbe nicht wieder zu finden; denn bei seinem Eintritt in die Stadt hatte er eher auf alles Andere, als auf den Weg geachtet. Einen sichern Boten aber jetzt zu bekommen, wo die Stadt im tiefen Schlafe lag, schien unmöglich, dagegen war es leicht, den Verdacht eines Wächters zu erregen, wenn er mit einem Knaben, der überaus feine Kleider trug und so augenscheinlich nicht zu ihm gehörte, in den Straßen umherirrte, ohne

irgend einen Ausweis, aber mit vielem Gelde versehen. Bei einer genauern Untersuchung würde ein Verdacht dem andern gefolgt sein.

Darum hielt Emanuel es für besser, auf dem Strom zu bleiben, wo er leichter und unbekannter durchzukommen hoffte. Aber auch hier boten sich mancherlei Schwierigkeiten dar. In den Kanälen von Amsterdam liegen die verschiedenartigsten Fahrzeuge nahe bei einander in ununterbrochener Reihe und die Durchfahrt ist oft so schmal, daß man nicht vorüber fahren kann, ohne anzustoßen. Dann fährt der nimmer schlafende Hund aus seiner Hütte mit lautem Gebell an den Reiling, die andern der nahe gelegenen Schiffe fallen plötzlich ein; die lärmenden Hunde wecken die mürrischen Matrosen; nicht wissend, was sich ereignet, stürzen diese auf das Verdeck und die Officiere kommen die Kajütstreppe hinauf. Wehe dem Fahrzeuge, das dann vorüberfährt und auf den ersten Anruf nicht genaue Antwort geben kann. Schlimm wäre es Emanuel gegangen, wenn er sagen mußte, wohin er führe, und er hätte einen falschen Weg angegeben, da er die Richtung nicht kannte und nicht wußte, wie er auf den freien Strom hinausgelangen sollte. Da fiel ihm ein, daß in dem Augenblicke, wo er das Schiff und seine Gebieterin verlassen, die Ebbe eingetreten sei. Ein Blick auf seine Uhr

belehrte ihn, dieselbe sei noch nicht verstrichen, und er brauchte jetzt nur sein Boot von dem Strome forttreiben zu lassen. Rüstig half er in geeigneten Augenblicken mit dem Ruder nach, immer weiter wurde das Fahrwasser und rasch sah er sich von der Strömung auf den freien Fluß hinausgetragen. Das Glück war mit ihm und nicht lange darauf befand er sich nahe vor dem Wirthshause, wo er den geistesschwachen Frèrk zurückgelassen hatte.

Sogleich trat er mit der Wirthin des Hauses in Unterhandlung, und vermochte sie, gegen gute Bezahlung, für Edmund zu sorgen, und dem zarten Knaben, der auf Emanuel's Armen eingeschlafen war, eine Ruhestätte zu bereiten. Als er darauf das Haus genauer in Augenschein nahm, fand er es wohl geeignet, seine Gebieterin für einige Zeit aufzunehmen, bis sie selbst über ihren künftigen Aufenthaltsort etwas bestimmt habe, und miethete sogleich ein Paar Stuben, die hinten heraus lagen, weil daselbst keine Störung zu befürchten war. Dann aber ging er in die Wirthsstube hinab, wo Frèrk auf der Ofenbank ruhig schlief.

„Gott segne Deinen Schlaf!" sagte er gutmüthig lachend, als er den blödsinnigen Burschen mit einiger Mühe erweckt hatte. „Nun, bleibe nur ruhig stehen, Dein Auftrag ist besorgt. Der Brief ist in die richtigen

Hände gelangt, und der Empfänger schickt Dir als Botenlohn diese drei Gulden, wobei er sagen läßt, der eine sei für die Blätter, der zweite für die Blüthen, der dritte für die Beeren des gesegneten Baumes, und keinerlei Hinderniß liege mehr im Wege. Diese Worte sagst Du genau dem Schiffer und dem Steuermann und zeigst ihnen die Gulden. Wollen sie Dir das Geld abnehmen, so gib es hin, Du sollst von meiner Dame anderes bekommen." Frèrk hatte genau zugehört; er wiederholte mechanisch die ihm vorgesagten Worte und nickte dann freundlich mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er Alles wohl begriffen habe.

Emanuel überlegte unterdessen, ob es nicht gut sein würde, während der ersten Anwesenheit in Amsterdam, das ihnen Beiden gleich fremd war, irgend einen zuverlässigen Menschen um sich zu haben, der in der Stadt wohl Bescheid wisse. Ein solcher Bursche war Frèrk; hatte dieser auch keine glänzende Verstandesgaben, so war er doch treu. Emanuel fragte ihn deshalb, ob er wohl Lust habe, den Schiffer und seine Kuff zu verlassen und bei der vornehmen Dame in Dienste zu treten, die von Hamburg als Passagier mit ihnen gekommen sei. Als Frèrk sich hiermit einverstanden erklärt hatte, sprach Emanuel: „Es ist gut. Merk auf, was ich Dir sage. Der Tag dämmert und ich kehre an Bord zurück. Du

bleibst noch eine Stunde hier und gehst dann auch an Bord, um Deinen Auftrag auszurichten, genau so, wie ich es Dir gesagt habe. Wenn Du aber mit mir am Bord zusammen triffst, so gib weder durch Worte noch durch Winke irgendwie zu verstehen, daß wir uns diese Nacht gesehen haben, oder daß Du mich kennst."

Der Blödsinnige nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er Alles begriffen und machte sich dann über ein Frühstück her, das ihm bereit gestellt worden. Emanuel aber eilte nach dem Boote, fuhr mit demselben seitlängs der Kuff und ließ es dann treiben. Noch war die Dämmerung nicht zum Durchbruch gekommen, und es gelang ihm, das Verdeck zu erreichen, ohne daß Jemand ihn gewahrte. Kaum aber hatte er des Steuermannes Kammer im Roof, die ihm zur Wohnung diente, erreicht, als der Schiffer und sein Steuermann auf das Verdeck kamen, und wegen des langen Ausbleiben Frèrks in Sorgen geriethen.

„Wenn der Tag vollends anbricht," sagte der Schiffer, „haben wir keinen Grund die Passagiere länger zurückzuhalten, und doch lautet die Ordre, sie am Landen zu verhindern, bis uns die Nachricht zugeht, daß der Brief an Ort und Stelle angelangt ist."

„Finden sich wohl Mittel und Wege, sie im Guten oder Bösen eine Zeitlang aufzuhalten," antwortete der

Steuermann. „Dürfen nur sagen, das Passagiergut sei aus Versehen zwischen den andern Waaren gepackt, und es ließe sich nicht so schnell finden. Ohne das Gepäck aber werden sie das Schiff von selbst nicht verlassen wollen.“

Die beiden würdigen Befehlshaber der Kuff machten noch manche Pläne, als Frèrk erschien und genau so sprach, wie es ihm Emanuel gesagt hatte. Der Schiffer nahm sogleich die drei Gulden in Empfang, da es ihm aber im Entferntesten an einen Vorwand fehlte, sich das Geld seines Dieners anzueignen, so ergriff er die Waffe, welche die Unverschämtheit immer zur Hand hat, nämlich die Lüge und die Grobheit, und sagte: „Das ist alles verkehrt bestellt, und kein Teufel wird klug daraus, sonst wäre ja auch der Botenlohn weit besser ausgefallen! Dich unnützen Burschen soll der Teufel holen, und am besten ist, ich thue Dich sogleich vom Schiffe, dann kannst Du am Lande verhungern.“

Frèrk wußte nicht nicht sogleich, was er sagen sollte. Er wäre wohl gerne von diesem tyrannischen Schiffer befreit gewesen, auch erinnerte er sich dunkel des Anerbietens, das Emanuel ihm gemacht, aber er hatte nicht den Muth, ein lautes Wort zu sagen, sondern begann zu weinen.

„Du weinst, Hund?“ schrie der Schiffer erbost, der

eine glückliche Manier hatte, sich um seiner eignen Schlechtigkeit willen, in Wuth zu versetzen. „Den Augenblick sei still, oder ich stoße Dich nicht allein von Bord, sondern auch über Bord! Pack Dich, unnützer Brodfresser!"

Emanuel trat zwischen ihn und den Blödsinnigen, sonst wäre dieser abermals um Nichts gemißhandelt worden: „Laßt doch den Jungen gehen, Herr! Zumal da Ihr ihn nicht länger an Bord haben wollt. Sagtet Ihr nicht so?"

„Ja, zum Teufel, sagte ich so!" entgegnete der Schiffer, der sich nun wirklich in Zorn gesprochen hatte. „Er soll fort, und jetzt gerade, wo Ihr nach Eurer gewöhnlichen dummdreisten Weise, Euch wieder in Dinge mengt, die Euch nichts angehen. Ich sehe es Euch an, Ihr wollt ihn wieder anbetteln, aber gerade Euch zum Trotz soll er fort, noch ehe die Sonne vollends heraus ist!"

„Wenn's so steht, armer Frèrk," wandte sich Emanuel an diesen, „so hast Du nichts Eiligeres zu thun, als Dein Inventarium abzugeben und Deine Kiste zu packen. Du kannst dann mit uns an's Land fahren."

Frèrk nickte mit dem Kopfe und verlor sich unter Deck, der Schiffer aber wurde kirschbraun vor Bosheit und brummte vor sich hin, es sei gut, daß ein solches hochnasiges Passagiergut von Bord komme; wenn es

noch lange bleibe, werde er auf seine Weise dazwischen fahren.

Emanuel hörte nicht auf diese rohe Aeußerung des Zorns, sondern beauftragte die Matrosen, unter Zusicherung eines guten Trinkgeldes, das Gepäck aus dem Raum in das Boot zu befördern und ging dann zu seiner Gebieterin, die ihn mit Ungeduld erwartete, um ihr Bericht über die Ereignisse der letztverwichnen Nacht abzustatten.

Eine halbe Stunde später erschien die Dame mit ihrem treuen Diener auf dem Verdecke, um sich an's Land zu begeben. Der Schiffer hatte den bedungenen Lohn und darüber bekommen, der Steuermann, so wie die Leute empfingen ein ansehnliches Trinkgeld. Das Gepäck lag nahe dem Fallreep durcheinander, und mitten darunter Frèrk's Kiste. Dieser stand daneben.

Als der Schiffer sah, daß es mit dem Abzuge des Burschen Ernst wurde, der ihm so wenig kostete und so Vieles thun mußte, wollte er Protest einlegen; aber Emanuel trat vor und sagte, er habe vor Zeugen den Jungen entlassen, worauf derselbe in den Dienst seiner Gebieterin übergegangen sei. Die Mannschaft, in eine günstige Stimmung für Emanuel durch das reichliche Trinkgeld versetzt, rief: „Ja! Ja!" und der Schiffer, mit den Füßen stampfend, schrie: „Soll mich der Teufel holen,

wenn ich den Jungen von Bord lasse, ehe er seine Schuldigkeit erfüllt hat, und wenn Ihr Euch Alle den Hals abschreit!" Da er sah, daß er sich den Jungen nicht erhalten konnte, wollte er doch so lange als möglich von demselben Nutzen ziehen: „Das halbe Küchen-Inventarium ist verschleudert und die andere Hälfte ist zerbrochen. Um Alles wieder anzuschaffen, geht nicht nur darauf, was der Taugenichts an Gage zu gute hat, sondern es bleiben wenigstens noch zehn Gulden zu decken. Bis er diese bezahlt hat, setzt er keinen Schritt über den Fallreep."

Frèrk sah bei dieser Nachricht äußerst betrübt aus. Obwohl er es sich bewußt war, alles ihm anvertraute Gut wohl in Acht genommen zu haben, begriff er doch, daß der Schiffer seinen Willen durchsetzen würde. Emanuel hatte unterdessen einige Blicke mit seiner Gebieterin gewechselt und trat zu dem Schiffer, dem er die Hand auf die Schulter legte: „In Wahrheit, Meister Kuffmann! Wenn man die Habsucht und den Eigennutz recht wohl genährt vor sich sehen will, darf man nur die Blicke auf Euch richten. Ihr seid dem armen Jungen da ein Betrüger gewesen, so lange er am Bord bei Euch war; bliebe mir die Zeit, es nachzurechnen, ich wollte es Euch auf Stüber und Deuten beweisen. Aber Euren Willen setzt Ihr nicht durch, und um Eurer

Tyrannei diesen unglücklichen Burschen zu entreißen, wird meine Dame gerne auch noch die so widerrechtlich verlangten zehn Gulden hingeben. Da nehmt das Geld und schämt Euch Eurer Armseligkeit, insofern Euch das noch möglich ist."

Er warf dem Schiffer die zehn Gulden in dessen aufstehende Jacke, und hatte gewonnen Spiel, denn alle Lacher waren auf seiner Seite. Der Schiffer ging in die Kajüte, um nach längerer Zeit wieder von derselben Besitz zu nehmen und seinen Aerger in einem Becher Genever zu ertränken.

Eine Stunde nach diesem Auftritte befand sich Sara in der stillen, abgelegenen Wohnung, worin sie ihr höchstes Erdenglück, ihren Edmund fand, den sie an ihr lautklopfendes Herz drückte und mit ihren Thränen benetzte.

Gegen Abend, als Mutter und Sohn sich beruhigt hatten und mit stiller Seligkeit anschauten, überlegte man, was für die nächste Zukunft anzufangen sei. Es ward beschlossen, die gegenwärtige Wohnung beizubehalten, und dort so eingezogen, wie nur immer möglich, zu leben, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Auf die Frage der Wirthsleute hatte sich Sara für eine Dame aus Deutschland ausgegeben, deren Mann sich in Batavia befinde, und mit der ehesten Gelegen=

heit von dort zurückerwartet werde. Um sobald als möglich mit ihrem Manne zusammenzutreffen, habe sie es vorgezogen, sich hierher zu begeben, um die Schiffe, die von Java kämen, schneller besuchen und ihren Mann auffinden zu können.

Sara hielt es für das Beste, nachzuforschen, welches der Name des englischen Gesandten sei, der im Haag residire, und wenn dieser, der unstreitig zum hohen englischen Adel gehöre, ein Mann wäre, dem sie sich anvertrauen könne, wolle sie in ihrer höchsten Noth ihre Zuflucht zu ihm nehmen. Diesen Namen fände man am leichtesten in dem Hof- und Staatskalender, und Emanuel unternahm es, bei der Wirthin anzufragen, ob sie ein solches Buch besitze oder herbeischaffen könne.

Als er sich der Wirthsstube näherte, ward laut in derselben gesprochen. Ein Ton schlug an Emanuel's Ohr; es war eine Stimme, widerlich bekannt, die er hier plötzlich und unerwartet vernahm. Sein Blut gerann zu Eis, das Haar sträubte sich; er empfand einen Augenblick lang Todesangst, nicht um seinet-, sondern um seiner schon so vielfach geängstigten Gebieterin willen. Er hielt seine Schritte sogleich an, lehnte sich gegen die Mauer und horchte scharf auf. Als die Stimme sich wieder vernehmen ließ, zweifelte er keinen Augenblick

mehr, daß es Adrian van Kraag sei. Aus dem Gespräche, welches Jener mit der Wirthin führte, entnahm er bald, daß Herr Adrian im Begriff sei, mit einem bereits segelfertigen Fahrzeuge sich nach dem Texel zu begeben, indem es seinen dringenden Bitten gelungen sei, vierundzwanzig Stunden Aufschub zu erlangen, die aber fast nutzlos für ihn verstrichen waren. Es ergab sich ferner, daß die Wirthin früher in Diensten des Hauses van Kraag gestanden hatte, und von der Herrschaft nicht mit ungünstigen Augen angesehen ward, wofür das hübsche Etablissement, welches man ihr zur Aussteuer überwiesen, so wie das gegenwärtige Vertrauen des jungen Herrn ein vollgültiges Zeugniß ablegte.

„Ach, mein lieber, gnädiger Herr, das beklage ich ja sehr," entgegnete die Wirthin schelmisch lächelnd, „daß Euch ein böser Kobold solchen Streich spielt, und Ihr nun fort müßt, zur See, ehe es Euch gelungen ist, das schöne Weib zu empfangen, das Ihr so listig in's Garn zu locken wußtet. Wie wird das arme Ding Euch nun hier suchen und es laut beklagen, Euch nicht zu finden."

„Darum, Myvrouw, bin ich zu Dir gekommen, damit Du, nebst Deinem Schlaukopfe von Mann, die Dummheiten Deiner Base, der Mutter Greet, wieder

in's Geleise bringst. Gib wohl Acht auf Alles und laß keine Maus durchschlüpfen."

„Sehr wohl, mein gestrenger Herr!" entgegnete die Wirthin, „wir werden Alles thun, Pieter und ich, was Euch angenehm und nützlich sein kann. Indessen bedarf es doch irgend eines Wegweisers, und da Ihr wahrscheinlich nicht die Bildnisse der betreffenden Personen bei Euch führt, so wäre es gut, wenn Ihr uns eine deutliche Beschreibung derselben geben wolltet."

„Das soll geschehen!" entgegnete Adrian, „und die Genauigkeit, womit ich ihr Bild entwerfe, mag zum Zeugniß dienen, wie tief es mir im Herzen sitzt. Lache nicht, Myvrouw, ich bitte Dich, lache nicht! Es ist wahr und wahrhaftig Ernst mit meiner Liebe, und ich glaube, wenn sie auf keine andere Weise zu erringen wäre, ich könnte ihr auch jetzt noch meine Hand bieten und sie zum Altare führen."

„Heilige Mutter von Delft!" rief die Wirthin mit komischem Staunen. „Euch hat die Liebe arg mitgespielt, weit ärger, als zu jener Zeit, da Ihr mir auf den Knieen schwurt, Ihr könntet ohne einen Kuß von meinen würzigen Lippen keine Stunde mehr leben, ein Schwur, den Euer gnädiger Vater Tages vorher ebenfalls abgeleistet. Aber geschwind, gnädigster Herr, malt mir jene kleine Hexe Zug um Zug, damit ich sie sogleich erkenne, wenn sie mir von ungefähr in den Weg

laufen sollte. Sprecht, edler Ritter, und nehmt die Beruhigung mit Euch zur See, daß ich während Eurer Abwesenheit Alles thun werde, Euer Liebchen ausfindig zu machen und sie bis zu Eurer Zurückkunft wohl zu bewahren."

Adrian van Kraag gab der horchenden Wirthin eine so genaue Schilderung der schönen Sara Effingham, daß die Frau, die anfänglich nur oberflächlich hinhörte, immer aufmerksamer ward, und endlich mit großer Lebhaftigkeit ausrief: „Adrian van Kraag! Ihr seid ein geschickter Maler! Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch zu Eurem Liebchen verhelfe?"

„Wie, was sagt Ihr?"

„Daß eine Dame, genau aussehend, wie Ihr mir Eure Herzallerliebste beschreibt, in meinem Hause wohnt; und da es nicht möglich ist, daß zwei Weibspersonen sich so sehr ähnlich sind, muß es die rechte sein."

„Geschwind," rief Adrian erregt. „Wo? In welchem Theile des Hauses wohnt der reizende Engel? Führe mich zu ihr, damit ich mich überzeuge, ob es die rechte ist!"

„Sachte, sachte, Ihr wilder Gesell! Erst müssen wir doch von der Dame erfahren, ob sie geneigt ist, zu so später Abendstunde Euch zu empfangen. Und dann, Herr van Kraag, die Zeit drängt und der Schooner wartet, der Euch nach dem Texel führen soll."

„Scherzet nicht. Mir bleibt noch eine Stunde Zeit; das ist mehr als genug, um sie zu sehen, zu sprechen und ihr begreiflich zu machen, daß sie nur mit meiner Bewilligung dieses Haus wieder verläßt, das sie ohne diese betreten hat. Denn nicht wahr, Myvrouw, ich darf doch auf Euren Beistand rechnen in dieser Angelegenheit?"

„In dieser sowohl, als in jeder andern, Mynheer!" sprach die Wirthin mit einer Verneigung. „Aber, guter Herr, es ist damit nicht abgethan, denn die Dame hat einen mißgestalteten Kerl mit abscheulichen Fäusten ..."

Emanuel hörte nichts weiter. Das Gespräch wurde leiser, als fürchteten Beide, behorcht zu werden; sie flüsterten angelegentlich zusammen, und ein Plan wurde sicher geschmiedet, wie man Sara am leichtesten verderben könne. Ueberzeugt, hier nichts weiter zu erfahren, und daß jede Minute Zögerung zum Schaden für seine Herrin ausfallen könne, flog er in großer Aufregung nach dem Zimmer derselben und erzählte das Vorgefallene.

„Hier ist keine Zeit mehr zu verlieren!" rief er. „Wir müssen sogleich durch die noch offne Seitenthür das Haus verlassen, sonst seid Ihr in der Gewalt Eures Feindes. Laßt uns rasch den Weg nach der Stadt einschlagen. Bitte Euch, erschreckt nicht, zögert nicht, sonst ist Alles hin! Ich bin da, Euch mit meinen Hän=

den zu beschützen, so lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern fließt. Das habe ich Euch versprochen, das halte ich Euch! Geht voraus, ich gebe auf den Feind Acht und Frèrk soll uns führen!"

Frèrk gab durch Zeichen seine Bereitwilligkeit zu erkennen und Sara, die den ersten Schrecken muthig überwindend, die Nothwendigkeit einer schnellen Flucht begriffen hatte, erklärte sich bereit, das Haus sofort zu verlassen. Sie raffte ihre wichtigen Papiere, so wie die Baarschaften zusammen, welche die Flüchtigen unter sich vertheilten, und hüllte sich in ihren Mantel.

„Nur schnell!" sprach Emanuel, „schnell und vor Allem leise! Ich bitte Euch, Herrin, macht kein Geräusch. Es ist schon still im Hause und der leiseste Ton wird überall vernommen. Der Spitzbube hat noch Zeit, und man wird warten, bis man Euch eingeschlafen wähnt, um Euch dann desto sicherer zu überfallen. Diese kurze Frist müssen wir benutzen!"

„Ich bin bereit!" sprach Sara.

„Frèrk soll Euch zur Seite gehen und den Knaben auf den Arm nehmen, während ich, mit dieser Ofengabel bewaffnet, Euch den Rücken decke! Fort jetzt!"

Aber der Knabe war nicht zu bewegen, von dem Blödsinnigen sich tragen zu lassen. Er lief in eine Ecke der Stube und streckte beide Hände vor sich hin, indem sich Todesangst auf seinem Gesichte malte. Die Mutter

sah mit Entsetzen den Zustand ihres Kindes und sprach: „Ihr tödtet ihn! Er stirbt vor Furcht, wenn er die Berührung dieses Menschen dulden muß. Wer weiß, ob nicht eine Ahnung in seiner Brust erwacht und ob nicht der Verrath . . . ."

Ihr Auge streifte den unglücklichen Frèrk, der mit seinem dummehrlichen Gesicht vor ihr stand, bereit dem von Emanuel ihm ertheilten Befehle zu gehorchen, und nun bei der Abneigung des Knaben, die ihm nicht entging, sich ebenfalls scheute, diesen zu berühren.

„O, mein Gott! Was soll daraus werden?"

„Euer Verderben, wenn Ihr Euch noch zu irgend einer Zögerung verleiten lasset. Geschwind Frèrk! Eile mit der Frau voraus. Ich will den Knaben nehmen. Gebe Gott, daß uns Niemand angreift, denn ich wüßte nicht, wie ich zugleich das Kind beschützen und uns vertheidigen sollte."

Man verließ das Zimmer. Draußen hielten die Flüchtlinge einen Augenblick an. Um zu der Seitenthür zu gelangen, durch welche die Flucht bewerkstelligt werden sollte, mußte man einen Gang durchschreiten, an welchem die Küche lag. Das Feuer auf dem Heerde war bereits erloschen, nur eine Lampe warf noch einen düstern Schein von sich, und an der Thür stand eine schläfrige Küchenmagd, die mit Sehnsucht harrte, von ihrer Herrschaft die Erlaubniß zu erhalten, sich schlafen

zu legen. Als die Magd, aus dem Schlafe auffsehend, die Flüchtlinge plötzlich so nahe vor sich sah, schlug sie die Hände in einander und wollte laut aufschreien. Sara beschleunigte ihre Schritte; Emanuel aber legte der Magd die Hand auf den Mund und, sie in die Küche zurückdrängend, flüsterte er ihr zu: „Wenn Du binnen einer Stunde den Mund öffnest, so schlage ich Dich todt!“

Die Magd sank auf die Kniee und flehte inbrünstig zum Himmel, daß er sie doch vor dem leibhaftigen Satan bewahren möge, denn einen Geringeren glaubte sie in der Person Emanuel's nicht erblickt zu haben.

Die Flüchtlinge waren indessen auf offner Straße angelangt. Sie umgingen das Haus und befanden sich jetzt an dem Haupteingange. Die Fenster der Gaststube glänzten hell, Emanuel warf einen flüchtigen Blick durch dieselben und sah, wie Adrian van Kraag dieselbe verließ, begleitet von der Wirthin, die ihm mit einer Laterne leuchtete.

„Nun ist es die höchste Zeit unsere Schritte zu beschleunigen. Wenige Augenblicke reichen hin, unsere Flucht zu entdecken, und dann haben wir die Verfolger auf der Ferse. Schnell! Schnell!“

So sprach Emanuel, während er den Knaben an sich drückte und die eiserne Waffe mit seiner Hand fest umkrallte. Wie flüchtige Schatten schlüpften sie längst

der Häuserreihe hin. Ueberall herrschte tiefe Ruhe und kein Lichtstrahl drang durch irgend einen Fensterspalt. Als sie nach einiger Zeit anhielten, um einen Augenblick auszuruhen, blieb es still.

„Es geht gut!" sprach Emanuel fröhlich, „laßt uns jetzt eilen, damit wir die Stadt erreichen!"

Und sie setzten ihren Weg fort, eine der seltsamsten Gesellschaften, die der Zufall zusammengebracht hatte: Eine Unglückliche, ein Mißgestalteter, ein Blödsinniger und ein Stummer!

Fünfzehntes Kapitel.

In einer der abgelegenen Straßen Amsterdams, welche in dem westlichen Theile derselben belegen sind, und wo nur Leute aus den geringsten Ständen wohnen, die ihren Unterhalt bei den Hafen-Arbeiten und den Schiffen finden, trifft man mehrere Wirthshäuser an, die von dieser Klasse des Volkes besucht werden, und Mehreren derselben, in Ermangelung einer andern Wohnung, zum beständigen Tummelplatze dienen.

An dem Ende einer düstern, unheimlichen Straße lag das Wirthshaus „zum Javafahrer," größer und ansehnlicher, als seine Nachbarn, mit einem glänzenden Schilde über der Thür, worauf ein lustiger Ostindien-

mann in hellen Farben prangte, der eine gefüllte Geneverflasche hoch empor hielt. Dort fand sich allabendlich eine bunte Gesellschaft von Hafen-Arbeitern, fremden Matrosen, verunglückten und arbeitsscheuen Schiffshandwerkern, hausirendem Gesindel und Schenken-Abenteurern zusammen, die ein gar seltsames Quodlibet bildeten. Vorzugsweise erschienen mit wenigen Ausnahmen täglich einer oder mehrere jener höllischen Agenten, die unter den verschiedensten Masken auftretend, mit berechneter Schlangenklugheit auf die unbefangenste Weise von der Welt, junge Leute, wenn sie einen robusten Körper zeigten, der Anstrengung und Entbehrung erdulden konnte, in ihr Netz zu locken suchten. Dies waren die sogenannten Seelenverkäufer, die mit List oder Gewalt für den Dienst der Holländisch-Ostindischen Compagnie warben, und denen, die in ihre Hände fielen, ein Leben voll Mühseligkeiten und Unheil, so wie ein frühes Grab bereiteten.

Zu der Zeit, da wir das Wirthshaus „zum Javafahrer" betreten, saßen in dem großen Zimmer, worin sich zugleich der Schenktisch befand, zwei junge Männer an einem Tisch, deren Verlegenheit deutlich kund gab, daß sie sich an dergleichen Orten noch nicht für lange Zeiten heimisch fanden. In der That waren es ein Paar ehrliche Jungen aus Haarlem, die an Bord einer Smack dienten, und sich heute Abend mit ihren weni-

gen Stübern an's Land begaben, um sich einmal auf ihre Weise zu erlustigen. Sie hatten ein bescheidenes Fläschchen mit Genever und Zucker vor sich stehen, rauchten ihre Halbstüberspfeife nnd sahen mit Sehnsucht und Scheu zugleich auf die Matrosen der langen und kurzen Reise, die sich hier gütlich thaten und in einer Stunde mehr Dukaten und Gulden verzehrten, als sie Stüber in der Tasche hatten.

„Kommt mir vor, Jan," sagte der Eine flüsternd zum Andern, „als ob wir doch gegen diese Leute ein erbärmlich Leben führten, und uns eigentlich schämen müßten, daß wir mit unsern Paar Tropfen so knickerig da sitzen, während hier Alles in Wohlleben schwelgt."

„Hast recht, Bruder Claas!" entgegnete sein Backsgenosse langsam und that einen langen Zug aus seiner Pfeife, „sollten eigentlich an dergleichen reputirliche Orte nicht hingehen, wo das Groß-Schiffsvolk verkehrt und der kleine Smackmann über die Schulter angesehen wird. Donnerwetter, wir gehören in unsern Keller zum „Wapen," wo wir unsern Stübers-Kaffe trinken und dann einen Tropfen Feuriges zum Abschied nehmen, um besser an Bord finden zu können."

„Morgen Abend, wenn das Tagewerk gethan ist und der Schiffer nichts dagegen hat," sagte Claas, „geht es zu Myvrouw Trientje im „Wapen." Ich habe mit diesen vornehmen Wirthshäusern nichts zu thun.

Sieh doch nur, wie der Wirth zu uns herüberschielt, daß wir noch immer nichts Anderes bei ihm bestellen. Er zeigt nicht ohne Absicht auf die großen gefüllten Punschgläser, die vor ihm stehen. Wie ist's! Haben wir denn noch so viel Geld, um das zu bezahlen?"

Aber Jan antwortete hierauf nicht weiter, sondern winkte dem Wirthe, daß er ein Glas seines Punsches bringen möge, und warf dafür das Geld auf den Tisch. Dann aber flüsterte er dem Kameraden zu: „Du sprichst das viel zu laut. Sie haben uns schon auf dem Strich, und sehen uns gar verdächtig an! Darum habe ich auch den Punsch bestellt, damit wir nur nach etwas aussehen. Trink nur frisch mit mir, und stelle Dich recht lustig und toll, wie die Uebrigen es machen, dann werden sie wohl anderswo hinsehen und wir können uns mit guter Manier davon machen."

Ein schiefer Kerl mit einer wahrhaften Galgenphisiognomie, der in ihrer Nähe stand und, ohne das sie es wußten, das Gespräch mit angehört hatte, schrie plötzlich laut auf: „Was? Ihr wollt Euch davon machen! Seid Ihr solche Bursche, die erst darauf los verzehren und sich dann davon machen? Oho!"

Die beiden jungen Seeleute sprangen auf und riefen, wie aus einem Munde: „Was sagt Ihr? Denkt doch nicht dergleichen von uns! Warum sollten wir uns davon machen? Das war ja ganz anders gemeint!"

„Das kann nachher Jeder sagen!“ brummte der Schiefe.

„Wir sind ja nichts schuldig und wollen auch nichts schuldig werden!“ sagte Jan voll Angst. „Ach Gott, warum muß ich nur in solchen Verdacht kommen.“

„Und seid doch nur still, sonst bringt Ihr ein Paar ehrliche Kerle in Ungelegenheit!“ fiel Claas ein. „Trinkt meinetwegen unsern Punsch halb oder ganz aus, nur haltet das Maul!“

„Das lasse ich mir gefallen!“ sagte der Schiefe, leerte das große Henkelglas in einem Zuge und klappte dann drei Mal mit demselben auf den Tisch.

Der Wirth kam sogleich herbei und fragte, was gefällig wäre? Der Schiefe sagte rasch: „drei Gläser Punsch für uns!“ und der Wirth lief davon. Claas und Jan wurden bleich und standen wie Bildsäulen; der Schiefe betrachtete sie, die Hände in die Seiten stemmend, mit höhnischem Lachen.

Der Punsch ward gebracht. Der Wirth streckte die Hand aus und fragte: „wer bezahlt?“

„Nun, wer denn anders, als diese beiden grünen Bursche hier,“ entgegnete der Schiefe, „denen ich die Ehre meiner Gesellschaft erweise, und die mich dafür mit Punsch traktiren werden, so lange noch ein Tropfen die Kehle hinunter läuft.“

„Da müßten sie einen Sack voll Gulden haben, so

groß, als das größte Henkelglas!" lachte der Wirth und hielt noch immer die Hand ausgestreckt.

Die beiden armen Smackfahrer waren in großer Angst, und kaum vermochte der Muthigste von ihnen die Worte hervorzustottern: „wir haben keinen Stüber mehr bei uns!"

Laut schrie der Wirth auf: „Was? Kein Geld wollt Punsch trinken und den großen Herrn spielen? Donnerwetter! daß ich Euch nicht zum Hause hinaus karbatsche!" Der Schiefe unterbrach ihn, indem er mit beiden Händen die erschrockenen Bursche bei der Schulter packte: „Kein Geld! Und Ihr ladet einen ehrlichen Kerl zum ehrlichen Trunke ein! Ich will Euch radebrechen, ihr Lumpenpack! Heda Wirth! Sieh nur, die Kerle haben noch passable blaue Jacken an und der Eine trägt sogar eine Sackuhr! Mach Dich bezahlt, Wirth!"

Dieser streckte die Hand nach der Uhr aus. Claas hielt beide Hände vor, um sein Eigenthum zu beschützen, Jan kam ihm zu Hülfe, und der Wirth ward zurückgedrängt, während der Schiefe auf den Rücken der beiden Smackfahrer mit seinen Fäusten trommelte. Der Tumult wuchs, von allen Seiten traten Leute heran, die nicht blos müßige Zuschauer abgaben, sondern für den Einen oder den Andern Partei ergriffen.

„Ruhig da!" scholl eine kräftige Männerstimme da-

zwischen. „Geht auseinander, oder die Mannschaft des „van Tromp" wird Euch den Hirnkasten einschlagen!" Die Umstehenden wichen zurück und hervor trat ein junger Matrose von der langen Reise, das ostindische Tuch um Hals und Arm, und stellte sich schützend vor den beiden jungen Männern auf: „Zurück da! Was ist das für ein Manneswerk, wenn so Viele über Einen kommen? Da, Geizhals von einem Wirth, hast einen Gulden für Deinen lumpigen Punsch, und nun scher Dich Deiner Wege! Du aber, unsauberer Bursche, laufe so schnell Du kannst zum Hause hinaus, oder ich zerstampfe Dich zu Cacaopulver!"

Der Wirth war längst hinter seinem Schenktisch; der Schiefe schlich brummend zur Thür hinaus, nicht ohne drei Guldenstücke in die Tasche zu schieben, die er von dem Wirthe bekommen hatte, und der Seemann von der langen Reise setzte sich zwischen den beiden Smackmännern nieder: „Wie ist's? Ihr seid Binnenfahrer? Treibt Euch auf den Canälen und auf dem Zuydersee herum, und wißt nicht, wie es zwanzig Meilen jenseits dem Texel aussieht? Thut nichts! Ehrlich Volk kommt überall fort. Könnt einmal mit mir trinken. Habe den Punsch bezahlt und Ihr sollt bei mir zu Gaste gehen!"

Der Seemann von der langen Reise trank den beiden Gesellen zu, und wußte sich ihnen durch Erzählun-

gen aller Art, bunt und toll, wie nur ein Seemann sie erleben und erfinden kann, so angenehm zu machen, daß eine Viertelstunde nach der andern verrann, und sie bereits das dritte Henkelglas vor sich stehen hatten, ohne daran zu denken, daß es die höchste Zeit sei, an Bord ihrer Schiffe zurückzukehren.

„Und nun ist's gut Leute!" sagte der junge Seemann, „wir haben uns wacker herumgetummelt und müssen noch ein letztes Glas trinken. Laßt uns einen Toast heben. Es lebe die Holländisch-Ostindische Compagnie, und Glück ihrer Flagge und ihren Leuten zu Wasser und Land! Frisch, Ihr Jungens, sprecht es mir nach!"

Die beiden Smackfahrer lachten; der Rausch stand ihnen gut, ihr Gesicht glühte, ihre Augen leuchteten, und mit lauter Stimme brachten sie die Gesundheit der holländisch-ostindischen Compagnie aus, indem sie in langen Zügen dazu tranken.

„Das ist gut, Jungens!" rief der Seemann von der langen Reise. „Nun, Ihr sollt wissen, die Herren von der Javafahrt sind keine Knicker, und thun ihren Nebenmenschen Gutes, wie sie können und wissen. Ihr seid auch ein Paar arme Teufel, die es nie zu einer vollen Knipptasche gebracht haben. Das thut unsern hochmögenden Herren leid, die es mit allen Menschen gut meinen, und wie Ihr von ihrem Punsche mit mir

auf ihr Wohlergehen getrunken habt, so sind sie auch wohl im Stande, einem jeden von Euch, durch mich, eine Handvoll Gulden zu schenken."

„Das wäre der Teufel!" sagte Claas.

„Nein, Ihr thut's nicht, und die Herren würden es nicht gut heißen!" lallte Jan, dem der Punsch am meisten zu Kopfe gestiegen war.

„Ich thu's, und sie werden's gut heißen!" sprach der junge Seemann. „Und damit Ihr seht, daß ich nicht blos mit dem Maule bei der Hand bin, so sollt Ihr's Geld sogleich haben." Er griff in die Tasche und zählte vor Jedem zehn blanke Dukaten auf den Tisch.

Das glänzende Gold übt eine fast diabolische Macht über den Menschen aus; es ist ein Dämon, der plötzlich vor uns aus der Erde aufsteigt und uns durch seinen Zauber blendet. Dreifach gepanzert ist unsere Brust gegen diesen Feind, so lange er uns unsichtbar bleibt, aber kaum berührt die Musik seines Klanges unser Ohr, kaum blendet sein sonniger Schein nnser trunkenes Auge, als auch ein Feuerstrom unsere Adern durchrinnt, und eine unbekannte Macht den Herrscherstab über uns schwingt. Da tauchen tausend Zauberbilder vor unserm bethörten Blicke auf, und weit hinaus schauen wir in ein sonniges Land und Alles, was wir gewahren, ist uns unterthan. So standen nun auch diese beiden Bursche vor dem Tische, ihre Augen verschlan-

gen gierig das vor ihnen aufgezählte Gold, ihre Finger streckten sich krampfhaft nach demselben aus, und dennoch wagten sie nicht, dasselbe zu berühren.

„Nein, zum Teufel! die Dinger da gehören uns nimmermehr!“ rief der Eine.

„Ja, zum Teufel! Es ist Euer!“ sagte der Seemann.

„Wir dürfen es nicht einstecken!“ schrie der Andere.

„Ihr dürft es! Versucht's nur!“ sprach der Seemann mit ermunterndem Tone. „Habe ich all mein Lebtage ein Paar Bursche gesehen, die sich so unbeholfen anstellen, wenn sie Geld nehmen sollen.“

„Nun denn!“ rief Claas, „so sagt es noch einmal laut und vernehmlich, daß es unser ist!“

„Und daß wir es ohne Gefahr einsacken dürfen!“

„Es ist Euer, und Ihr dürft es ohne Gefahr einsacken, versteht sich, mit dem gebührenden Danke gegen die Herren von der Compagnie.“

„Sie sollen gepriesen sein, bis an das Ende aller Tage!“ rief Claas. Jan stimmte mit ein, und Beide bemächtigten sich des Goldes mit zitternden Händen.

„Juchhei!“ rief der Seemann und ergriff eines der auf's Neue gefüllten Henkelgläser, „trinkt nun noch dies auf das Wohl der Compagnie und ihrer Flagge!“

Er trank ihnen zu und die beiden Betrognen jauchz-

ten, indem sie den Punsch bis auf den letzten Tropfen schlürften, und dann das Glas zu Boden warfen, daß es in tausend Stücke zersprang.

„Gut so!“ sagte der Seemann auffallend ernst, „jetzt ist nur noch nöthig, Euch zu zeichnen!“ Er löste sich rasch die leicht um seinen Hals und um den Arm geschlungenen seidenen Tücher, band sie den erstaunten Gesellen um den rechten Oberarm, und sagte mit starker Stimme: „So seid Ihr nun von mir in aller Form für den Dienst der Compagnie geworben, und geht noch vor Sonnenaufgang an Bord!“

„Was ist das!“ riefen Beide erbleichend. „Wir in den Dienst der Compagnie getreten? Wir an Bord eines Ostindienfahrers? Wir haben nicht daran gedacht, solche Verpflichtungen einzugehen!“

„Ob Ihr daran gedacht habt, oder nicht,“ entgegnete der Seelenverkäufer mit eisiger Kälte, „darauf kommt hier nichts an. Ihr habt auf Kosten und auf das Wohl der Compagnie getrunken, Ihr habt das Geld derselben genommen, und seid nun, von heute an, auf sieben Jahre ihrem Dienste verpflichtet.“

„Wir wollen das Sündengold nicht! Wir wollen's nicht!“ riefen Beide in Todesangst und warfen die Dukaten wieder auf den Tisch.

„Das steht ganz in Eurem Belieben,“ entgegnete der Seelenverkäufer gleichmüthig, indem er die Dukaten

sorgsam zusammensuchte und einsteckte. Wenn Ihr es nicht wollt, so wird es mein Eigenthum, denn die Compagnie nimmt dergleichen nicht zurück. Es ist also ein Geschenk, das Ihr mir macht und wofür ich Euch danke. Aber aus dem Dienste kommt Ihr nicht, bis sieben Jahre in's Land gegangen sind. Flennt nicht, Kerle! Oder ich lasse Euch ein Tauende um die Ohren sausen, ehe Ihr noch vor den Fockmast des „van Tromp“ gestellt seid. Still, Kerle, oder ich lasse Euch katten.“

„Ich habe eine Braut auf dem Haarlemer Deiche wohnen, die ich nächste Weihnachten heirathen soll, wenn ich der Maat meines Schiffers geworden bin!“ sagte Claas mit emporgehobenen Händen.

„Und ich muß eine arme alte Mutter ernähren,“ sprach Jan mit Weinen, „die den Faden am Spinnrade mit ihren kranken Augen nicht mehr sehen kann, und die sich vollends blind weinen wird, wenn sie das Unglück ihres Sohnes hört. Habt doch nur Erbarmen, lieber Herr, und laßt uns wieder los!“

„Das ist ein schlechtes, armseliges Volk, worein nicht ein Funken fürnehmen Geistes zu bringen ist!“ sagte der Seelenverkäufer spöttisch. „Das liegt sein Lebelang auf den schmutzigen Tjalken und Schnauen umher und hat kein Herz für das Große und Schöne, das in dem Rumpfe eines Ostindienfahrers und in seinem Fluge um die Welt liegt. Wenn Ihr nun nicht

gleich stille seid, so sollt Ihr zweimal sieben Jahre dienen, und zum Willkomm am Bord über die Kanone gelegt werden, dafür, daß Ihr nicht mit Freudigkeit zu dem Berufe greift, der Euch jetzt bestimmt ist. Haltet mit dem Weinen ein, Ihr armseligen Kerle, und seht, wer hier vor Euch steht!"

Die Beiden blickten schüchtern auf und sahen einen sechs Fuß hohen Mann vor sich stehen, mit krausem Bart, gekleidet in die Uniform der ostindischen Compagnie, ein langes spanisches Rohr in der Hand. Das war Mynheer Halle Jantzen, Hochbootsmann des Dreimasters „van Tromp," der unter der gesegneten Flagge der allmächtigen ostindischen Handels-Maatschapje fuhr: „Sind das die Bursche, die Ihr heute geworben habt, Martens?"

„Ja, Mynheer!" antwortete der Seelenverkäufer mit einer respectvollen Verbeugung.

„Dann schafft sie an Bord, so schnell Ihr könnt, und auch die Uebrigen, die noch an andern Orten für uns aufbewahrt werden. Ihr da, Kerls! sollt nun nach einer andern Melodie tanzen lernen, und gnade Gott, wenn Ihr nicht sogleich in den Takt kommt. Ihr scheint mir aus dem Holze geschnitten, woraus man flinke Vortoppmänner macht, und wenn Ihr diese meine Vorhersagung Lügen straft, so schlage ich Euch alle Wochen drei Mal braun und blau und an den übrigen Tagen

blau und braun. Er schwang das spanische Rohr um ihren Kopf, daß sie unwillkürlich in die Kniee sanken, und ging dann gravitätisch wieder dem Ausgange zu, gefolgt von dem Seelenverkäufer, der unter der Maske eines Seemannes von der langen Reise umherging, und dem er im Gehen zuflüsterte: „Alles an Bord! Wir müssen morgen fort, und es fehlt noch an allen Ecken! Das Lumpengesindel ist gar nicht der Sorge werth, die man sich um seinetwillen macht. Darum sollen sie auch bluten, sobald sie unter unserer Katze stehen. Und nicht zu vergessen, daß Ihr unterweges, auf den Straßen, packt, was Ihr kriegen könnt. Greift zu! Es sei, was es wolle, nur nicht zu wählerisch! Für den Hai, das gelbe Fieber und den Corsar ist es gut genug!"

Mit diesen Worten schritt der Hochbootsmann Mynheer Halle Jantzen, dem man zu beiden Seiten ehrerbietig Platz machte, zur Thür hinaus, und Meister Martens, der das Handwerk eines Werbe-Agenten gut gelernt hatte, traf Anstalten, um alle die Schlachtopfer, die während der letzten drei Tage in sein Netz gelaufen waren, ihrer Bestimmung zuzuführen, die mit gelbem Fieber, Hai und Corsar bezeichnet ward.

Tiefe Stille herrschte in der Stadt, die durch nichts, als den einförmigen Ruf der Nachtrunden und ihrem Knarren unterbrochen ward. Nur durch die Straßen, welche der Preßgang durchzog, war ein wüstes Toben.

Sobald ein unglücklicher Spätling, sei es ein Arzt, der von einem Kranken heimkehrte, sei es ein Wüstling, der von einem schwelgerischen Gelage wegtaumelte, sich auf der Straße blicken ließ, zogen die Menschenräuber eine Chaine und stürzten sich auf ihr Opfer, dem sie die Hände auf den Rücken banden, während sie mit lautem Gesange einfielen, damit man den Angstruf der Unglücklichen nicht hören solle.

Der Seelenverkäufer schritt vor dem Zuge her; er wußte genau den Weg und wie man den nächtlichen Patrouillen ausweichen müsse, die sich gerne dem Zuge der Seelenverkäufer in den Weg stellten, nicht um ihre Betrügereien und Gewaltthätigkeiten zu hindern, sondern sich ihre Nachsicht mit denselben gut bezahlen zu lassen. Sein Auge schweifte rechts und links, und seinem Scharfblicke entging nichts. Es war keine Gestalt so lang oder kurz, so robust oder gebrechlich, kein Mensch so vornehm oder so gering, so ehrenwerth oder bettelhaft, der ihm nicht recht war, denn für jeden Kopf empfing er eine Zahlung von zehn Gulden. Alle diese und ähnliche Schreckensgeschichten gelten jetzt für längst verschollene Sagen, und sie sind es auch; aber es gab eine Zeit, wo sie eine fürchterliche Wahrheit und die nie versiegende Quelle des jammervollsten Elends waren.

„Halt!" flüsterte der Seelenverkäufer rückwärts gewendet zu zweien seiner Gefährten, die ihm auf dem

Fuße folgten und die unmittelbaren Vollstrecker seiner Befehle waren. „Laßt sogleich die Andern stille stehen und eine Chaine machen. Es kommt etwas die Straße herauf und ich kann nicht genau unterscheiden, wie Viele es sind. Nur, daß Keiner sich rührt, und wenn die Gefangenen sich aufsätzig zeigen, so dreht die Knebel fester."

Er selbst wich aus der Mitte der Straße und schlich längs den Häusern hin, die im Schatten lagen. Vorsichtig gelangte er bis in die Nähe der Ankommenden und erblickte zwei Männer, deren einer einen Knaben auf den Armen trug, mit einem Frauenzimmer langsam weiterschreiten. Einer dieser Männer unterstützte die Frau, so viel er nur vermochte, aber diese schwankte hin und her und vermochte nicht weiter zu gehen. Sie stand still und rief dem mit dem Knaben vorausschreitenden Manne zu: „Emanuel! Ich kann nicht weiter! Ich muß rasten, meine Kniee brechen."

„Nehmt Euch noch für eine kurze Zeit zusammen, Ma'm," sagte Emanuel rückwärts gewendet. „Noch habe ich hier kein Haus gesehen, woran wir ohne Gefahr hätten pochen können. Aber weit kann ein solches nicht entfernt sein, und bald muß das Gasthaus kommen, von dem uns Frèrk gesagt hat, daß es in dieser Richtung läge. Wie ist es, Bursche, sind wir nicht endlich an Ort und Stelle?"

Aber Frèrk schwieg still, denn die Wahrheit zu sagen, hatte er sich verirrt und es fehlte ihm an Muth, dies offen zu gestehn.

„Ich hoffe, mein Junge,“ sprach Emanuel, mit einem Anfluge von Verdacht, „daß Du uns nicht absichtlich täuschest, denn sonst möchte ich Dich mit einem wohlgeschriebenen Dankzettel an Bord Eurer Kuff zurücksenden.“

Der arme Blödsinnige legte die Hand auf das Herz und beugte sich vorüber, ohne zu sprechen; Sara aber sprach: „Nein, nein! Er ist kein Betrüger, aber ich fürchte nur, daß er selbst sich verirrt hat.“

Als Frèrk so laut dasjenige aussprechen hörte, was er schon lange gewußt, begann er zu heulen, und Emanuel rascher vorschreitend, rief ärgerlich: „Das hätte uns noch gefehlt, einen solchen Wegweiser erlangt zu haben. Da bleibt uns nun nichts Anderes übrig, als an das erste beste Haus zu klopfen, wo eine Einkehr möglich scheint!“ Nach diesen Worten prallte er mit einem Mann zusammen, der hinter dem Vorsprung eines Hauses hervorgekommen war, und Jener rief: „Zum Donner, achtet auf Euern Weg und stört keine Leute, die friedlich ihren Geschäften nachgehen.“

„Wer hindert Euch?“ entgegnete Emanuel barsch. „Ist die Straße nicht breit genug? Was habt Ihr hinter den Häusern zu lauern, und Euch den Leuten in den Weg zu stellen? Macht uns Platz; Ihr seht, daß

ich ein schwaches Kind trage, und daß in meiner Begleitung eine Dame ist. . . ."

„Ha! ha! ha!" lachte der Seelenverkäufer laut auf. „Das mag mir eine saubre Dame sein, die mit Dir und Deines Gleichen des Nachts in den abgelegensten Straßen von Amsterdam umher zieht. Wir wollen uns doch dieses schmucke Kind ein wenig näher ansehen! Geh aus dem Wege, Kerl, oder ich werfe Dich zu Boden."

„Aus dem Wege Du selbst!" entgegnete Emanuel heftig, „oder ich schlage Dir den Schädel ein, damit Du Sitte lernst, die Du nicht kennst! Komm heran! Frèrk! Gib Acht auf Deine Begleiterin und sorge für ihre Sicherheit!"

Der Seelenverkäufer warf sich auf Emanuel, und dieser, der Edmund mit der Linken fest an sich drückte, vertheidigte sich so geschickt gegen den Holländer, daß dieser zum Weichen gezwungen wurde, als gerade seine Gehülfen vom Ordnen der Chaine zurückkamen, und sich auf Emanuel warfen, der bald dieser Uebermacht weichen mußte.

„Nun habe ich Dich unter, Du Hund!" sagte der Seelenverkäufer, der über diesen Widerstand, der ihm eine tüchtige Schramme eingebracht hatte, wüthend geworden war, „und Du sollst mir's büßen, wenn wir Dich erst an Bord haben; denn Du mußt wissen, daß drei Mal sieben Jahre auf Ostindien eine gute Zeit

sind, um das feiste Blut eines Tollen abzukühlen. Hollah, einen Strick her!"

Emanuel, der nicht sobald einsah, in welche Schlinge er gefallen war, und die Hölle, die seiner wartete, aus hundert übertriebenen Erzählungen kannte, preßte den Knaben fest in seine Arme, und rief in Todesangst: „Frèrk, um Gotteswillen, Frèrk! bringe die Frau in Sicherheit! Hier sind die Seelenverkäufer!"

„Daß Du bersten mögest, Satan!" knirschte Martens erbost, indem er Emanuel einen Schlag versetzte; „das Weib da schert uns nichts, aber der Bursche, der bei ihr steht, soll uns nicht entgehen! Frisch da, zur Hand!"

Frèrk hatte sich unterdessen vergeblich bemüht, Sara weiter zu führen; sie war ohnmächtig zusammen gesunken. Jetzt drang Emanuel's Ruf: „Die Seelenverkäufer!" an sein Ohr, und ein thierisches Geheul stieß er aus; es wurden Zorn, Furcht, Grauen, Wuth und alle Leidenschaften zugleich in ihm wach, die sich wechselnd desjenigen bemächtigten, der mit diesem Abschaum der Menschheit in Berührung kam. Aber, als sei ihm eine höhere Eingebung geworden, ergriff er mit starken Armen Sara und flog mit der leichten Last die Straße entlang, dieselbe Richtung zurück, woher sie gekommen waren.

„Da läuft der Kerl hin, da läuft er hin!" schrie der Seelenverkäufer. „Rasch, ihm nach, und wer ihn einfängt, hat fünf Gulden extra verdient!"

Die Kerle, welche dem Herrn zur Seite gestanden, begannen sogleich die Verfolgung. Aber Frèrk hatte einen weiten Vorsprung und Furcht beflügelte seine Schritte. Dazu hatte er plötzlich die vorhin verlorene Richtung wiedergefunden; er schlüpfte in ein Nebengäßchen, von diesem in ein zweites, und hatte bald die Verfolger so irre geleitet, daß er sich hinter einem Haufen Bauholz, das auf einem wüsten Platze lag, in aller Sicherheit niederlassen, und von dem anstrengenden Laufe erholen konnte. Sara war noch immer nicht aus ihrer Betäubung erwacht, und es fehlte dem armen Frèrk an jeder Kenntniß, und an jedem Mittel, sie zu erwecken. Er legte sie säuberlich auf einige Bretter und setzte sich neben sie, den Blick nicht von ihr wendend, und nur manchmal aufhorchend, ob die Verfolger ihre Spur nicht aufgefunden hätten und sich näherten. Aber es blieb Alles still.

Emanuel hatte der Uebermacht weichen müssen und lag auf der Straße lang ausgestreckt, mit auf den Rücken gebundenen Händen. Man hatte den Knaben von ihm gerissen, und seitwärts auf das Straßenpflaster geworfen, ohne ihn weiter zu beachten. Das leise Wimmern des hilflosen Kindes durchschnitt dem treuen Seemanne das Herz. Zwei Kerle traten jetzt hinzu, um den Gefangenen durch Schläge und Stöße zum Aufstehen zu bringen, und waren daran, ihm einen Knebel in den

Mund zu pressen. Emanuel war in Todesangst. Machtlos war er bereits, Edmund von ihm getrennt, jetzt noch sprachlos und einen Schritt weiter, dann war das hilflose Kind für immer verloren. Was sollte er thun? Der Eine hatte bereits Emanuel an der Gurgel gepackt und der Andere nahte sich mit dem bedrohlichen Knebel, da gab ihm die Verzweiflung einen Ausweg ein und er flüsterte den Beiden zu: „Laßt doch die tausend Gulden nicht liegen, Ihr Tölpel!"

Tausend Gulden! Eine solche Summe vermag viel über das rohe Gemüth eines gewissenlosen Menschenräubers; sie ließen sogleich von ihrem Werke ab und fragten gierig: „Wo? wo?"

„Löst meine Bande und ich zeige sie Euch! Sie liegen nahe bei uns! Aber Ihr habt viel zu blöde Augen, um sie zu sehen. Ich habe sie vorhin fallen lassen, als Ihr mich bandet! Es sind tausend Gulden in lauter schönen blanken Dukaten! Nun?"

Die beiden Kerle wechselten bedenkliche Blicke mit einander; aber ehe sie noch einig werden konnten, standen ihre Anführer schon mit Scheltworten ihnen zur Seite.

„Nun, nun!" entgegnete der Eine. „Nehmt doch nur Vernunft an, tausend Gulden sind ja keine Kleinigkeit, und dieser Bursche behauptet, sie verloren zu haben."

„Und will sie uns zeigen, wenn wir ihm die Arme

lösen," sagte der Andere, „aus dem Grunde, weil sie nahe vor uns liegen und wir sie nicht sehen können."

„Dummköpfe, die Ihr seid!" schrie Mynheer Martens erzürnt. „Merkt Ihr nicht, daß er Euch belügt...."

„Ich lüge nicht!" unterbrach ihn Emanuel lebhaft. „Da liegt es, das Gold! Tausend Gulden, wohlgezählt und lauter schimmernde Dukaten."

Die Habsucht war ebenfalls eine der Haupttugenden dieses Bandenführers, darum faßte er Emanuel an dem, Arm und sagte: „Kerl! Ich drehe Dir den Hals um, wenn Du lügst!"

„Davon würdest Du wenig haben," entgegnete Emanuel, „denn für einen todten Mann zahlt Dir die Compagnie nicht einen Stüber. Aber wenn Du irgend einen Begriff hättest von der Heiligkeit eines gegebenen Manneswortes, so wollte ich Dir zuschwören, daß meine Aussage wahrhaft ist. Tritt näher zu mir her, greif in meine Brusttasche und nimm das Messer heraus, das Du dort findest. Damit löse den Strick, womit Ihr mir die Arme zusammengeschnürt habt. Zugleich aber haltet mich fest, Euer Zwei oder Drei, soviel Ihr wollt, und wenn ich die geringste Miene mache, zu entfliehen, so stoßt mir die Klinge in die Rippen."

Der Seelenverkäufer überlegte einen Augenblick, was zu thun sei, dann sagte er rasch: „Es ist gut; ich will Deinen Willen thun! Aber sei Dir Gott gnädig, wenn

Du irgend im Sinn hast, uns zu entrinnen oder sonst eine Bosheit auszuüben! Es würde Dir nicht gelingen und ich ließe Dich auf der Stelle zu Tode peitschen. Das ist Alles, was ich Dir zu sagen habe!"

Er löste rasch die Bande, welche Emanuel fesselten, und dieser fühlte nicht sobald seine Arme frei, als er auf Edmund zustürzte und ihn vom Boden aufhob: „Hier ist das Geld!" rief er mit lauter Stimme.

Der Seelenverkäufer hob im Zorne die geballte Faust: „Ist das Dein Kunstgriff? Steckt etwas dahinter? Weg mit der Range!"

„Rühr mich nicht an!" rief Emanuel erregt. „Ich sagte Dir, da liegen tausend Gulden, und ich halte Dir mein Wort. Baar und blank zahle ich sie Dir, aber nicht eher, als bis ich mit dem Knaben an Bord bin, ungefährdet und unverletzt!"

Einen Augenblick lang überlegte der Seelenverkäufer, dann zog er Emanuel auf die Seite und flüsterte ihm zu: „Höre Kerl! Ich komme da auf einen eignen Gedanken. Entweder betrüge ich mich zum ersten Male auf eine ganz unerhörte Weise, oder Du bist ein noch viel größerer Spitzbube, als wofür die Leute mich halten. Ich nehme doch nur Kerle auf offner Straße, die ihre Faust oft an die meinige setzen, und mir den Erwerb streitig machen, aber Du stiehlst wehrlose Kinder aus warmen Betten! He?"

Emanuel nickte. Er begriff, es sei am vortheilhaftesten für ihn, wenn er in die Ideen des Menschenräubers einging.

„Tausend Gulden ist ein gutes Geld. Ich habe mir's wohl gedacht, daß es die Summe sei, die Du bei diesem Handel verdienst. Der Knabe ist muthmaßlich aus einer vornehmen Familie und steht irgend einem Erben im Wege, der Dir die Summe zahlt, wenn Du den Jungen da auf Nimmerwiedersehn ...."

„So ist's!" unterbrach ihn Emanuel hastig. „Aber ich fürchte mich meine Hände mit Blut zu beflecken, und dann scheint mir's in alle Wege besser, den Jungen da immer bei der Hand zu haben. Er wäre zur rechten Zeit ein Brunnen, der niemals einen frischen Trunk versagte."

„Du bist ein wackerer Gesell!" entgegnete der Seelenverkäufer, „und ich könnte beinahe auf den Gedanken kommen, Dich bei mir zu behalten. Aber ein Kerl, der so ausgelernt ist, als Du, käme bald hinter meinen Kram und brächte mir mehr Schaden, als Vortheil. Zudem brauchen sie am Bord des „van Tromp" Leute. Du gehst also dahin mitsammt Deinem Jungen, doch zahlst Du mir die tausend Gulden, die ich bereits in Deiner Tasche wittere, allein. Wenn Du nach sieben Jahren Amsterdam wiedersiehst, kannst Du den Knaben vorzeigen und Dir abermals tausend Gulden zahlen

lassen. Die sollen dann für Dich sein. Nun! Besinnst Du Dich?"

Emanuel hatte Sara's Goldvorrath bei sich; die wichtigsten Papiere hatte sie selbst in Verwahrsam genommen. Er wußte, daß die ihm übergebene Summe mehr als das Doppelte dessen betrug, was Jener forderte, und stand keinen Augenblick an, Edmund um diesen Preis bei sich zu behalten. War dann doch eine schwache Hoffnung vorhanden, ihn der Mutter einst wiederzubringen. Aber, um nicht gleich durch eine allzugroße Bereitwilligkeit den Verdacht zu wecken, machte er, in Betreff der tausend Gulden, Schwierigkeiten und bot erst ein Drittheil, dann die Hälfte. Indessen sein Gegner war zähe und erklärte, er werde auch nicht einen Stüber nachlassen, so daß Emanuel endlich, scheinbar gezwungen, nachgab und den geizigen Menschenmäkler zu allen tausend Teufeln wünschte.

Der Seelenverkäufer lachte: „Der ist ein Narr, der die Flasche vor dem Munde hat und sich nicht satt trinkt. Aber nach Allem, was zwischen uns vorgefallen ist, halte ich Dich für einen respectablen Kerl, darum will ich Dir auch nicht wieder die Arme zusammenschnüren, und Du sollst den Jungen frei zum Boote tragen. Dein etwaiges Entlaufen . . ."

Er sprach's nicht zu Ende, aber er erhob die Hand, welche mit einem breiten Messer bewaffnet war.

Die Helfershelfer des Seelenverkäufers, oder der Preßgang, oder wie man sonst diesen Abschaum oder Fluch des vergangenen Jahrhunderts nennen will, wurden über diesen langen Aufenthalt unwillig und gaben ihre Ungeduld durch lautes Murren zu erkennen, welches nur erst verstummte, als der Befehl zum Aufbruch erscholl, der Zug den Ufern des Stromes zulenkte, und bald darauf die Stelle erreichte, wo die Böte des Ostindienfahrers der auf heute Nacht zugesagten Ankömmlinge harrten.

Das Geschäft des Einschiffens wurde schnell und leise betrieben. Die durch List oder Gewalt Geworbenen, nicht blos Matrosen, sondern Leute, Männer und Knaben aus allen Ständen, wurden in verschiedene Böte vertheilt und einzeln untergebracht, so daß sie sich nicht mit einander besprechen konnten. Emanuel erhielt seinen Platz in dem ersten Boot, und rasch saß ihm der Seelenverkäufer zur Seite: „Ich habe Dir mein Wort gehalten, jetzt halte mir das Deine!"

„Das will ich!" sprach Emanuel, und zog zwei Rollen mit Dukaten hervor, die er in die offne Hand seines Nachbars gleiten ließ. Dieser untersuchte sogleich das Gold, und als er sich von der Richtigkeit der Summe überzeugt hatte, sprach er: „Du handelst, hol' mich der Teufel ehrlich, so will ich denn noch einmal auch für Dich etwas thun. Dir lassen sie den Knaben nicht am Bord, so will ich ihn Dir hinauftragen und dem Volk

weiß machen, daß ich ihn wieder mit mir nehme. Wenn ich dann an's Land fahre, werde ich ihn aus Versehen vergessen. Was sie später mit ihm machen, geht mich nichts an und ist nicht meines Amtes, sondern allein Deine Sorge."

Mit schnelleren Ruderschlägen war unterdessen das Boot auf den freien Strom hinausgetrieben und fuhr längs dem dunklen Mastenwald, der sich auf demselben hinstreckte. Da flog schnell ein zweites Ruderboot heran, es überholte des Ostindiers Fahrzeug und legte sich demselben zur Seite. Es war eine mit sechs Ruderern bemannte Kriegsschaluppe, in deren Hintergrunde sich ein Officier befand:

„Was für ein Boot?" fragte dieser.

Bei dem Ton dieser Stimme fuhr Edmund zusammen und Emanuel stutzte.

„Ostindienfahrer van Tromp!" lautete die Antwort.

Der Lieutenant wollte der Aussage nicht trauen, er redete von Smuggelhandel und Smugglern, die Nachts auf dem Strome ihr Wesen trieben, und bestand darauf, das Boot zu untersuchen. Schnell hatten die Orlogsmänner Fackeln angezündet, und der Lieutenant ergriff eine derselben, womit er in das Boot des Ostindienfahrers hinüberleuchtete. Sein erster Blick fiel auf Emanuel. Er stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Hexenbootsmann!"

Emanuel antwortete nicht.

Adrian van Kraag gerieth in Wuth. „Habe ich Dich, Du Hund! Bereite Dich! Jetzt bin ich an der Reihe, und will mich bezahlt machen!“

Emanuel blieb stumm. Er hatte nur eine Sorge, daß Adrian van Kraag den Knaben nicht erblicken möchte, der von seinem Schooße herabgeglitten war, und zitternd des Ausgangs dieser Scene harrte.

„Ich werde Mittel finden, diesen halsstarrigen Bösewicht zum Reden zu bringen. Hollah! Schleppt den Kerl hinüber in mein Boot!“

Die Orlogsmänner rüsteten sich, diesem Befehle ihres Officiers Folge zu leisten; aber der Steuermann, der des Ostindienfahrers Boot führte, streckte die Hand zur Abwehr aus und sagte ehrerbietig, jedoch ernst: „Mit nichten, Herr Lieutenant! Dies ist Volk von einem der Schiffe der hochansehnlichen Compagnie, und als solches wohlerworbenes Eigenthum derselben, woran selbst ein Officier der Generalstaaten-Flotte nicht Hand legen darf.“

Adrian van Kraag biß die Lippen zusammen und murmelte: „Ihr vergeßt Euch, Herr!“

„Mit nichten, Herr!“ entgegnete der Steuermann des Ostindienfahrers mit einer Verneigung. „Ich weiß sehr wohl, was ich einem Officier Eures Ranges schuldig bin, und werde die ihm gebührende Achtung nicht aus den Augen setzen. Darum bitte ich Euch in aller

Ehrerbietung, mein Boot nicht länger aufzuhalten und mir freie Fahrt zu geben."

„Warte, grober Gesell! Ich gedenke Dir diesen Auftritt!" knirschte van Kraag, und gebot seinen Leuten, von dem Boote des Ostindienfahrers abzulassen. „Wir werden in freier See ein Wort mit einander reden. Fahre jetzt in des Teufels Namen zum Teufel!"

Er rief seinen Leuten gebieterisch zu, und in demselben Augenblicke flog die königliche Schaluppe mit weitausgreifenden Ruderschlägen über die Fläche des Stromes hin, während das Boot in gemessener Haltung seinen Weg fortsetzte, bis es sich dem hohen Bord ihres Dreimasters näherte.

Der Seelenverkäufer neigte sein Ohr zu Emanuel und flüsterte ihm zu: „Wenn ich das Schiff wieder verlasse, dann suche zwischen den Pumpen am großen Maste, da soll der Junge sitzen. Jetzt halte Dich still und ruhig und füge Dich in Dein Schicksal. Sieben Jahre sind bald herum, dann kannst Du um neue tausend Gulden sollicitiren, hast eben so viel bei der Compagnie zu Gute, und sollst von mir nicht wieder geworben werden, wenn wir auch auf verbotenen Wegen auf einander treffen. Etwas muß ich doch um der guten Kameradschaft willen thun."

Das Boot legte in dieser Zeit sich an den Backbords-Fallreep des Ostindienfahrers, und die Ersten, welche das Verdeck hinaufbeordert wurden, waren die Unglück-

lichen, welche man ihrer Heimath und ihrem beschei-
denen Glücke entrissen hatte, um sieben Jahre an einem Orte zu leben, den Dante die „Stadt der Qualerkohr-nen" genannt haben würde.

Ein Officier kam herbei und nahm die neuen Ankömmlinge in Augenschein. Er verschmähte es nicht, sie mit höhnenden Worten zu begrüßen, und manchem von ihnen als erste Bewirthung einen Schlag zu versetzen, wenn die gestellten Fragen nicht so beantwortet wurden, wie er es sich gedacht hatte. Der Seelenverkäufer hörte Alles mit einem ruhigen Lächeln an, hatte für die gemeine Behandlung, welche der Officier auch ihm zu Theil werden ließ, nichts als höfliche Entgegnungen, und empfing mit einer tiefen Verbeugung ein Certificat, worauf die Stückzahl der von ihm abgelieferten Männer verzeichnet war, um hiernach aus der Casse der Compagnie die ihm zustehenden Gebühren in Empfang zu nehmen. Kaum hatte er das für ihn so wichtige Dokument empfangen, so eilte er hastig, als ob die Decksplanken unter seinen Füßen brennten, den Fallreep hinab, und ließ das Boot abstoßen, das bald in dem Dunkel der Nacht verschwand.

Gleich darauf wurden die unglücklichen Opfer der Seelenverkäuferei näher untersucht und Jedem sein Platz angewiesen. Sie empfingen die damalige Uniform der ostindischen Compagnie, die dunkelgrüne Jacke mit dem

Orangekragen, ihre Hängematte und die übrigen Bedürfnisse, die dem Seemann unumgänglich nothwendig sind, zum Theil in sehr mangelhaftem Zustande und zu sehr hohen Preisen berechnet. Dann wurden sie an den Ort geführt, wo sie ihre Habseligkeiten aufzustellen und ihre Hängematten aufzuhängen hatten. Es gelang Emanuel, den Knaben zwischen den Pumpen am großen Maste, wo er, vor Frost zitternd, auf dem feuchten Deck lag, zu finden und unbemerkt in das Zwischendeck zu bringen. Hier legte er ihn in seine Hängematte, empfahl ihn dem Schutze Gottes, und sprang dann wieder auf das Verdeck, um von dem Hochbootsmann, Mynheer Halle Jantzen zu hören, daß er, in Anbetracht seiner Kenntnisse vom Seewesen, nebst den beiden Smackmännern, Claas und Jan, zum Vortopp befördert sei. Ein ebenfalls an Bord gebrachter Barbiergeselle, wurde zur Verfügung des Schiffsdoktors gestellt, und ein alter Leinweber, den man seinem Webestuhle entführt hatte, wurde als Kocksmaat einrangirt, wofür der Oberkoch einen andern seiner rühriger Maaten zum anderweitigen Dienst hergeben mußte, was zwar ohne Widerspruch geschah, doch nicht ohne dem unschuldigen Leinweber einige Püffe und Stöße mehr einzubringen, als er sonst am Abend seines ersten Dienstes empfangen haben würde.

Sechzehntes Kapitel.

Zwei Tage waren seit jener Nachtscene vergangen. Die Lootsen hatten den Ostindienfahrer „van Tromp" jenseits des Texels verlassen, und dieser steuerte in der Richtung nach dem englischen Kanal. Das Schiff ging unter seinen Bramsegeln mit sechs Knoten Fahrt und machte bei klarem Himmel und stetigem Winde allgemach Anstalten zum Setzen der Leesegel; denn die Seefahrer jener Tage nahmen sich zu allen Dingen bequem Zeit und jagten nicht, wie heut' zu Tage, in „unanständiger Eil'" in einem Jahre vier Mal von Europa nach Westindien und wieder zurück.

Die Uebereilung, wie nach damaligem Seegebrauch die Schnelle genannt werden konnte, die bei der Abfahrt des „van Tromp" in allen Theilen des Schiffsdienstes vorgegangen war, hatte es verabsäumen lassen, mit der gewissenhaftesten Strenge nachzusehen, ob auch von den Schiffsleuten irgend etwas an Bord gebracht worden sei, was gegen die Privilegien der Compagnie verstoße, oder sonst die Würde des Schiffes beeinträchtige. Dahin gehörten alle Gegenstände, die nur irgendwie zum Handel verwendet werden konnten, und die stets, wenn sie auch nicht den Werth eines Guldens erreichten, so angesehen wurden, als ob sie geeignet

wären, den Handel und den Flor der glorreichen „Matschapje" zu zerstören, weshalb man sie sogleich vernichtete, und den Inhaber derselben zur gebührenden Züchtigung verurtheilte; denn am Bord dieser stolzen Handelsfahrzeuge herrschte ein strenges Gericht, und auf manchem Kriegsschiffe, dessen Flagge mit dem niederländischen Löwen geschmückt war, hatten die Leute mehr Freiheiten und Annehmlichkeiten, als unter dem Drucke dieses Handels-Despotismus.

Kaum hatte Eberhard tor Straaten, der Commandeur des „van Tromp," seinen Officieren den Befehl ertheilt, die bisher versäumten Nachsuchungen zu beginnen, als hierzu sogleich die nöthigen Vorkehrungen getroffen wurden, und mancher Seemann, der sich schuldig fühlte, die Schiffsgesetze übertreten zu haben, sich eines leisen Fröstelns nicht erwehren konnte, während Andere, in gleicher Verdammniß, im hohen Grade unbefangen blieben, weil sie das erlassene Verbot nicht kannten.

Die Bootsmanns-Maaten, unter Anführung ihres Chefs, des Mynheer Halle Jantzen, begaben sich in die Zwischendecksräume, während ein Dutzend Toppgasten eine Kette von unten nach oben bildeten, um die etwa gefundenen, verbotenen Gegenstände sogleich auf das Verdeck zu spediren, wo der wachthabende Officier bereits ihrer Empfangnahme harrte.

Die Untersuchung, die mit großem Eifer und seltener Strenge geführt ward, lieferte mehrfache Resultate, und viele Colli's wurden auf das Verdeck geschafft. Die meisten waren Gegenstände des Gaumens, und zwar Tabak, Genever und andere Unentbehrlichkeiten des Seemannes. Statt sie über Bord zu werfen, zog man es vor, sie dem Schiffszahlmeister zu geben, damit er sie während der Reise der Mannschaft in kleinen Portionen, aber zu theuern Preisen, zum Besten des Schiffes, verkaufe. Unter den verbotenen Sachen, die man gefunden, befand sich auch eine Rolle Leinwand. Sie gehörte dem Leinweber, der sich seekrank und todesmatt dem Küchendienst widmete, und weinend sagte, er könne nichts dafür, daß man diese hier finde. Er sei im Begriff gewesen, sie dem Herrn zu bringen, für den er arbeite, und man habe ihn sammt der Leinwand ergriffen und in's Boot gebracht. Aber die Zeit war viel zu kostbar, als daß man die Vertheidigung eines solchen Mannes anhören konnte, er ward wegen Uebertretung der bestehenden Gesetze zu zwanzig Hieben verurtheilt, die Leinwand aber sei, laut dem Buchstaben des Artikels, über Bord zu werfen. Sie entging indessen diesem Schicksal, weil sich der Schiffszahlmeister, der überhaupt ein guter Rechner war, zur rechten Zeit besann, daß das Leinen gerade ausreichen werde, um

ihn mit einem guten Vorrathe neuer Hemden zu versehen. Damit er denselben aber nicht zu lange entbehre, setzte er es bei dem Officiercorps durch, daß ein Schneidergeselle, den man an Bord gebracht und zur Segelkammer beordert hatte, vom Wachtdienst bei Nacht dispensirt wurde, um diese einsamen Stunden zur Anfertigung jener so nothwendigen Bekleidungsstücke zu verwenden. Dem Schiffsdienst bei Tage die Arme des Schneiders zu entziehen, war der Zahlmeister zu loyal.

Da trat an den dienstthuenden Officier ein Bootsmannsmaat heran mit der Meldung, es befände sich in der Hängematte eines der neuen Ankömmlinge ein stummer Knabe, und vor demselben stehe der Mann selbst, erklärend, er werde Jedem, ohne Ansehen der Person, der sich dem Kinde auf eine unfreundliche Weise nähern wolle, den Hirnschädel einschlagen. Der Officier begab sich kopfschüttelnd auf das Quarterdeck, um dem Capitain, der seinen Morgenspaziergang hielt, hiervon Meldung zu machen.

Capitain Eberhard tor Straaten, Commandeur des „van Tromp,“ hatte gerade seinen guten Tag. Er hatte, während seines letzten Aufenthaltes in Amsterdam, irgend eine zarte Intrigue angesponnen, die ihn anfänglich höchlich belustigte, später aber ihm sehr lästig ward, und er wäre kaum im Stande gewesen, dem Aeußersten,

nämlich einer Heirath, aus dem Wege zu gehen, wenn nicht zur rechten Zeit der Befehl zum Absegeln eingetroffen wäre. Hierdurch war er plötzlich auf sieben Jahre vor allen Ansprüchen seiner Dame und deren Verwandten geschützt, und die gute Laune, die ihn am ersten Morgen der wiedergewonnenen Freiheit beherrschte, also ganz natürlich. Er hörte den Officier leutselig an, und dieser wollte seinen Ohren nicht trauen, als der Capitain gutmüthig sagte: Er möge den Mann sammt dem Knaben zu ihm auf das Verdeck bringen. Weit natürlicher würde es der Lieutenant gefunden haben, wenn ihm der Befehl geworden wäre, den Mann, wie den Knaben, sogleich über Bord zu werfen. Der Schiffsdisciplin muß indessen Genüge geschehen, und nach wenig Augenblicken standen Emanuel und Edmund vor dem Manne, in dessen Händen ihr Schicksal lag.

Der Capitain blickte sinnend auf den Knaben. Er erinnerte sich eines Abenteuers mit eines Rajahs Tochter und der unendlichen Liebe, welche diese zu ihm hegte. Sie war heimlich sein Weib geworden, und starb, als ihr Knabe sein viertes Jahr antreten sollte. Dasselbe tödtliche Fieber verschonte auch das Kind nicht. Dem Vater wollte das Herz springen, und er steuerte mit wunder Brust nach Europa. Aber die Zeit lindert jeden Schmerz, und fast vergessen war des Rajahs Tochter

von Benares und ihr goldiges Kind, als Edmund, vor dem Gewaltigen knieend, die ganze Vergangenheit in dem Gedächtnisse des Seemannes wach rief. Es vergingen einige Augenblicke, bis er die aufsteigende Rührung niederkämpfen nnd mit fester Stimme fragen konnte: „Wer bist Du, Mann, wer ist dieser Junge, und wie ist er gegen alle Schiffsordnung an Bord gekommen?"

Emanuel verneigte sich tief und sagte dann unerschrocken: „Das letzte erzählt Euch am besten der Mann, der mich sammt dem Knaben auf öffentlicher Straße in Amsterdam raubte und hierher gebracht hat. Wer jener Knabe ist, das sollte ich wohl verschweigen, denn es kann viel Unheil für ihn daraus entstehen, wenn das Geheimniß seiner Geburt in Jedermanns Mund ist. Allein hier, zwischen Himmel und Meer, wo er von allem Verkehr mit Menschen abgeschnitten und ihren Verfolgungen entzogen ist, wo er aber doch umkommen muß, wenn Ihr Euch nicht seiner erbarmt, hier dürfte ich wohl seine Herkunft offenbaren. Doch weiß ich nicht, welches Unheil ich anrichten könnte, wenn ich sonder Scheu, offen vor aller Welt, das Geheimniß löste, das mir zufällig bekannt geworden. Darum, Herr Commandeur, wollte ich ganz demüthig gebeten haben, mir eine Unterredung unter vier Augen gnädigst zu schenken. Zwar bin ich nur ein schlichter, einfältiger Seemann,

ohne Herkunft und ohne Aeltern. Aber wie gering mein Verstand und meine Einsicht auch sein mögen, so erkenne ich doch nur zu gut, daß Niemand anders als Ihr, dieses Geheimnisses theilhaftig werden darf."

Die Officiere, welche in der Nähe standen, waren über die Kühnheit dieses deutschen Matrosen außer sich, und glaubten nicht anders, als der Capitain werde denselben sogleich den Bootsmannsmaaten „zur Katze" übergeben; aber wie wuchs ihr Erstaunen, als Herr Eberhard tor Straaten das Kind freundlich liebkosend in seine Kajüte führte, und mit mildem Tone dem deutschen Seemanne befahl, ihm in dieselbe zu folgen, die selbst der dienstthuende Officier nicht ohne Erlaubniß betreten durfte.

Eine Stunde war vergangen, als der Capitain aus der Kajüte zurückkehrte. Er hatte den Knaben an der Hand. Emanuel folgte schweigend, aber mit freudetrunkenem Gesicht, und zog sich bis an den Reiling zurück.

„Meine Herren!" begann der Capitain zu seinen Officieren gewendet: „es mag sich selten ereignen, daß am Bord eines Schiffes auf offner See, ein so eigenthümliches Abenteuer auftaucht. Indessen gebe ich dem Manne, der dieses Kind an Bord brachte, darin vollkommen recht, daß es wohlgethan sei, das Geheimniß soviel als möglich zu verbergen. Ich sage Ihnen also

nur, daß dies Kind eine unglückliche Waise ist, die ich unter meinen unmittelbaren Schutz gestellt betrachte, die ich in meine Kajüte aufnehmen werde, und Sie, meine Herren, können nichts Besseres thun, als meinem Beispiele folgen und diesen Knaben mit Ihrem Wohlwollen erfreuen."

Die Officiere verbeugten sich stumm; aber ihr Erstaunen wuchs, einem solchen unerklärbaren Benehmen ihres Chefs gegenüber. Dieser schien von den verwunderten Mienen seiner Officiere nicht die geringste Notiz zu nehmen und befahl, daß man den Hochbootsmann herbeirufen möge.

Mynheer Halle-Jantzen erschien gleich darauf an der Gränze des Quarterdecks und harrte respectvoll der Befehle, die er empfangen sollte. Der Capitain rief Emanuel herbei, und fragte dann:

„Ihr habt diesen Mann zum Vortoppmann gemacht?"

„Das ist nach bester Einsicht geschehen," entgegnete der Meister des Kabelgats, „wenn indessen der Kerl ...."

„Es ist schon gut!" unterbrach der Capitain den Vorderdecks-Officier. „Ist dieser Mann dem Vortopp beigegeben, so mag es dabei sein Bewenden haben. Geburt und Erziehung werden ihm nie erlauben, den Weg von dort zum Quaterdeck zu finden, ob ich gleich überzeugt bin, daß seine ehrenwerthe Gesinnung ihm

dazu ein vollkommenes Recht gibt. So übergebe ich denn Euch, Herr Hochbootsmann, versteht mich wohl, ich selbst übergebe Euch diesen Mann, und hoffe, Ihr werdet ihn so halten, daß ich ferner Ursache haben kann, mit Euch zufrieden zu sein. Dies ist genug, hoffe ich, um Euch meinen Willen kund zu thun. Geh, mein wackrer Seemann," sagte der Capitain zu Emanuel, „geh mit Deinem Officier und thue redlich Deine Pflicht als tüchtiger Matrose. Bekümmere Dich um Deinen Dienst und trage mit Ergebung, was jetzt nicht mehr zu ändern ist. Im Uebrigen aber denke daran, daß ich Dir wohlgesinnt bin. Guten Morgen!"

Er begab sich mit dem Knaben in die Kajüte und die Officiere gingen auseinander, nicht wissend, was sie zu diesem Unerhörten sagen sollten. Am meisten aber war der Hochbootsmann, nach Seemanns-Ausdruck, verdonnert; denn er wußte nicht, auf welche Weise er den Patron behandeln solle, der ihm jetzt besonders empfohlen worden; ja er sah sich gewissermaßen nach ihm um, da er ihn im Grunde seines Herzens für einen der verkappten Finnen hielt, die in dem Rufe stehen, ihre Nebenmenschen zu Lande und zu Wasser beliebig behexen zu können. Das Schiff setzte während der Zeit seine Fahrt, trotz des Wirrnisses, worin sich die Officiere desselben befanden, mit völliger Regelmäßigkeit fort.

Unterdessen hatte fast zu gleicher Zeit mit dem Indienfahrer die Staats-Brigg „Kaiman,“ die unter den Befehlen des Herrn Adrian van Kraag stand, die Anker gelichtet und befand sich drei Meilen westwärts vom Texel, wo der Befehlshaber, der ihm ertheilten Weisung gemäß, die versiegelte Depesche, in Gegenwart der ihm untergebenen Officiere, öffnen sollte.

Es geschah. Der Inhalt dieser Schrift machte den Officier erbleichen, doch gewann er es über sich, in Gegenwart seiner Untergebenen ruhig zu scheinen: „Meine Herren!“ sagte er anscheinend kalt, „wir sind beordert nach Batavia zu segeln und dort drei Jahre zu stationiren. Bei unserer Ankunft stellt sich unsere Brigg zur Verfügung des dort kommandirenden Admirals! Auf Wiedersehn!“

Als Adrian sich allein befand, schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch: „Das hat mir mein Vater gethan! Ich bin ihm, der Teufel weiß weshalb, im Wege, und er schickt mich auf diese Weise fort. Möchte es sein, wenn ich nur vorher Sara in meine Gewalt bekommen hätte. Aber der Hund, den ich schon allen Grund habe, zu hassen, hat sie mir entzogen, und . . . . Allein, er soll meiner Rache nicht entgehen, und noch ehe es Abend wird, will ich ihn zu meinen Füßen niedergeworfen sehen.“

Er zog heftig die Klingel und befahl dem eintretenden Officier der Deckwache, auf den Ostindienfahrer „van Tromp" abzuhalten, der mit ihnen fast zugleich die Anker gelichtet habe. Es geschah, und bald lagen beide Schiffe so nahe bei einander, daß sie sich mit dem Sprachrohr bequem erreichen konnten. Beide Capitaine hatten ihren Platz auf der Galerie genommen und wechselten höfliche Worte.

Emanuel konnte sich eines leisen Zitterns nicht erwehren, als er Adrian van Kraag stehen sah und die Worte vernahm, er wolle dem Herrn tor Straaten eine Bitte vortragen lassen und hoffe, nicht abschläglich beschieden zu werden. Konnte doch Adrian nichts anders wollen, als seine Auslieferung. Gleich darauf stieß das Jollboot der Orlogsbrigg ab, und legte dem Indienfahrer zur Seite. Der Cadet, der sich darin befand, stellte das Gesuch um Auslieferung eines deutschen Matrosen, Namens Emanuel, genannt Hexenbootsmann, weil dieser sich gegen einen königlichen Officier vergangen habe und vor ein Kriegsgericht gestellt werden müsse.

Eberhard tor Straaten hörte den Boten geduldig an, dann entgegnete er kalt: „Ich maße mir kein Urtheil darüber an, inwiefern ein Officier der Flotte durch das Benehmen jenes Emanuel's beleidigt sein kann. Den genannten Mann werde ich aber nicht ausliefern, und

ihn zorniger Willkühr preisgeben, weil derselbe, nach meiner Ansicht, nur seine Pflicht gethan und so gehandelt hat, wie jeder Edelmann stets handeln sollte. Der Barbarismus der niederländischen Marine ist, leider mit Recht, verschrieen genug; ich will keinen neuen Beleg zu der Geschichte ihrer Grausamkeiten liefern. Wenn ich dem Herrn Adrian van Kraag sonst irgendwie, jetzt oder während der Reise, dienen kann, soll es mit Eifer und Sorgfalt geschehen."

Der Commandeur verneigte sich und der Cadet verließ den Ostindienfahrer, der sogleich wieder unter der Last seiner Segel dahin fuhr. Als die Meldung des Cadeten an den Befehlshaber der Kriegsbrigg gelangte, sagte dieser vor Zorn schnaubend: „Wer weiß, wie dumm Sie sich bei der Ausführung meines Befehls benommen haben. Sogleich gehen Sie den Fockmast hinauf, um bis zum Eintritt der Hundewache auf der Bramsahling über Ihr Benehmen nachzudenken!"

Der Cadet ging, blutroth aber schweigend, und Adrian rief zähneknirrschend: „In Indien werde ich ihn doch erreichen. Sei dann Gott ihm gnädig!"

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Smidt, Heinrich,

Das Loggbuch Scherz und Ernst zur See

Bd.: 2

Frankfurt a. M. 1844

P.o.germ. 1386 rh-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120293-3